

*Sagen und Legenden bringen uns Kunde aus alter Zeit. Es sind zunächst mündlich wiedergegebene volkstümliche Erzählungen, die in allen Kulturen anzutreffen sind und von Generation zu Generation weiter gegeben werden. Anders als den Märchen liegt ihnen meist eine wirkliche Begebenheit an einem realen Ort zugrunde. Daher werden sie für „wahr“ gehalten. Auch in Waldniel gibt es einige alte Sagen, so zum Beispiel:*

## **Die Sage von dem gebrochenen Gelübde**

© Karl-Heinz Schroers

Es war die Zeit, als zwei Drittel der Clever Bürgerschaft von der „Pestilenz“ dahingerafft wurden; da hing auch in Waldniel an manchem Haus das Strohkränzlein über der Tür neben verschlossenem Fensterladen. Da gelobte ein alter Bauer, dessen Frau ein Opfer der Seuche geworden war, eine Kapelle zu bauen, wenn er und seine zwei Söhne von der Krankheit verschont blieben. Als Baugrund sollte das Land gelten, das am höchsten gelegen war. Weithin über das Vennbach- und Schwalmtal sollte das Kapellenglöcklein Gottes Lob verkünden. Doch der alte Bauer starb, ehe mit dem Bau der Kapelle begonnen worden war. Die Söhne teilten sich das Erbe auf. Dem ältesten fiel mit dem vorgesehenen Grundstück die Verpflichtung zu, das Versprechen des Vaters einzulösen. Aber sein Herz war ganz dem Gelde verfallen. Er überlegte: Eine Mühle auf dem hochgelegenen Felde bringt mir mehr ein als eine Kapelle. Alles Drängen seines jüngeren Bruders nutzte nichts. Er baute mit dem für das Gotteshaus bestimmten Gelde auf dem Gott geschenkten Platze seine Mühle. Weithin winkten die flinken Windmühlenflügel den Bauern zu: „Kommt, versucht es bei mir!“ Doch Gottes Fluch lastete auf dem Werke, so dass keiner auf der Mühle so richtig glücklich geworden ist.

Indessen ging der jüngere Bruder hin und baute die Kapelle an dem Weg, der nach Dülken führt, damit die Seele seines Vaters Ruhe

fände. Als nun die Maurer am Werke waren, da sahen sie von Dülken her den Pestvogel heranschweben, die schwarzen Schwingen schlagend, denn nach dem Glauben der damaligen Zeit flogen die Seuchen durch die Luft. Gleich fassten sie den Entschluss, wenn es ihnen möglich wäre, die Pest zu ergreifen und einzumauern. Als das Untier greifbar nahe war, sprang einer hervor, ergriff es mit kräftigen Fäusten und steckte es unter einen Stein. Ein anderer mauerte schnell noch einige Steine darüber, und seit der Zeit hatte die Pest ein Ende.<sup>1</sup>

Soweit unsere Sage. Eine schöne Geschichte, wie sie tatsächlich in den Zeiten der Pest geschehen sein könnte. Aber hat sie auch einen wahren Kern oder ist sie nur das Ergebnis dichterischer Erzählkunst? Und wenn es einen wahren Kern gibt, was ist dann bis heute davon geblieben? An der Friedenstraße erinnert der Rumpf eines alten Gebäudes daran, dass hier vielleicht einmal eine Mühlenanlage gewesen ist. Zum anderen wissen wir, dass im Einmündungsbereich der Rochusstraße in die Dülkener Straße bis in die 1930er Jahre eine Kapelle gestanden hat. Diese Kapelle hatte über der Tür eine Inschrifttafel, die in lateinischer Sprache bezeugte: „Im Jahre 1635 ist diese Kapelle Gott und dem Erlöser Jesus Christus und seinem heiligen Sebastianus<sup>2</sup> zu Ehren durch den ehrwürdigen Herrn Johannes Budemius, Dechant und Pastor des Ortes, aus den Mitteln frommer Katholiken erbaut worden.“

Die Kapelle war nach dem Text 1635 erbaut worden, also zu einer Zeit, in der hierzulande die Pest ihr verheerendes Werk verrichtete. Doch von der Pest war in dem Text keine Rede. Was hatte es also mit der Errichtung der Kapelle an der Dülkener Straße auf sich? Fragen wir zunächst nach dem Auftreten der Pest.

---

<sup>1</sup> so u.a.: W. Stehr in HB 1951, S. 97

<sup>2</sup> Die Kapelle wurde erst viel später zur „Rochus“-Kapelle.



# Die Pest

Die Große Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts, später »schwarzer Tod« genannt, war mit Sicherheit eine der schlimmsten Katastrophen, die die Menschheit in Europa je betroffen hat. Hauptfolge der immer wiederkehrenden Infektionswellen war ein extremer Bevölkerungsrückgang. Während z.B. im Zweiten Weltkrieg 5% der europäischen Bevölkerung ihr Leben ließen, fielen der Pest mindestens 25%, vielleicht sogar ein Drittel der damaligen Bevölkerung zum Opfer, etwa 25 Millionen Menschen. Angeblich waren es heimkehrende Kreuzfahrer, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts die „schwarze Ratte“ aus dem Orient in Mitteleuropa eingeschleppt hatten, deren Flöhe die Pest verbreiteten. Von der Krim aus verbreitete sich die Seuche 1347 in Italien und in den Folgejahren bis 1353 bis auf wenige Ausnahmen in allen bewohnten Gebieten westlich des Urals, wobei Deutschland vor allem in den Jahren 1349/50 betroffen war. Allein in dem Zeitraum von 1347–1350 starben zwischen 20 und 60% der Bevölkerung in den von der Pest betroffenen Gebieten. Ein Höhepunkt dieser Menschenverluste war in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erreicht, als die Gesamtbevölkerung in Deutschland unter die Hälfte des Niveaus von 1348 sank. Danach hatte die Pest nie wieder eine dermaßen starke, langfristige Auswirkung auf die Gesamtbevölkerungszahl größerer Gebiete.

Das Auftreten der Pest ging fast immer mit anderen Notzeiten Hand in Hand und man sprach von der „Unheilvollen Dreieinigkeit“ Pest – Hunger – Krieg. Die Dörfer waren ausgeplündert und abgebrannt, allerorten herrschte großer Mangel und gerade in den ärmeren Bevölkerungsschichten war die körperliche Widerstandskraft der Menschen durch chronische Ernährungsengpässe infolge von Missernten und Überbevölkerung erheblich geschwächt. Zudem wurde die Verbreitung der Pest noch durch die allgemein

herrschenden unzureichenden hygienischen Verhältnisse geradezu gefördert, die insbesondere zur warmen Jahreszeit durch stinkenden, gärenden Schmutz und Unrat sowie unsauberes Wasser eine wahre Brutstätte für alle Arten von Ungeziefer waren. Und so kam die Pest denn auch meist zur warmen Jahreszeit von Juli bis September<sup>3</sup> und hörte in der Regel wegen der hiesigen klimatischen Verhältnisse in den Wintermonaten auf, um dann aber häufig im Frühjahr wieder zurück zu kommen.

In immer neuen Wellen fraß sich die Pest wie ein Lauffeuer durch die mittelalterliche Welt. Sie folgte den stark befahrenen Handelswegen zu Wasser und Land, sprang von einer Stadt zur anderen, von einem Marktflecken zum nächsten und verschonte nichts und niemanden. Jede Stadt, jeder Ort am Niederrhein weiß von ihrem Wüten zu berichten. Ritter und Bauer, Bischof und Mönch, Reiche und Arme wurden gleichermaßen ins Grab hinabgezogen. Das gesamte mittelalterliche Lebensgefüge geriet ins Wanken und zerrüttete die bis dahin geltende Ordnung. Das Bild des spätmittelalterlichen Totentanzes ist uns bekannt, ein Memento mori, aus dem nur Gott als einzig zuverlässiger Partner des Menschen den Weg zu weisen schien.

Bereits Mitte des 14. Jahrhunderts waren mehrere Pestwellen über Deutschland und den Niederrhein bis hin nach Limburg in den Niederlanden hinweggegangen.<sup>4</sup>

Vom 15. bis zum 17. Jahrhundert kamen immer wieder neue Wellen, deren grausames Wirken sehr häufig in Handelsstädten und den Städten entlang des Rheins nachgewiesen wurden.

---

<sup>3</sup> Hofius, S. 175

<sup>4</sup> Hofius, S. 183

Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Niederlande, der Niederrhein und Westfalen von einer neuen Pestepidemie heimgesucht.<sup>5</sup> So gab es 1564 eine Pestepidemie in Nord- und Westdeutschland, bei der allein in Köln 12.000 Menschen starben.<sup>6</sup>

Nach der Pestepidemie von 1587/88 in Duisburg entstand am Niederrhein sowie auch in Flandern und Brabant eine „große Teuerung und Hungersnot“.<sup>7</sup>

Im Allgemeinen wurden bei diesen späteren Epidemien keineswegs mehr ganze Städte, Dörfer und Gemeinden ausgerottet, wie manchmal in alten Chroniken zu lesen ist. Die Menschenverluste lagen etwa zwischen 25 und 30%. Und doch kann man sich leicht die panische Angst der Menschen ausmalen, wenn man sich vergleichsweise vorstellt, in der heutigen Gemeinde Schwalmtal würden innerhalb weniger Wochen 25% der Bevölkerung, also rund 5000 Verwandte, Freunde, Nachbarn und Mitbürger von einer Seuche dahingerafft.

Aber was half diese statistische Feststellung den Betroffenen damals? „Wer do stirbt, hat keine anderen Siechtagen denn drie. Der erste, den Menschen wird in dem Haupt weh mit großer Hitze; der andere heißt der kalte; am dritten sind kleine Drüsen unter beide Armen in der Größe als eine Haselnuss“ – so beschreibt eine zeitgenössische Chronik das Leiden.<sup>8</sup> Doch nicht jeder Pestkranke ist auch an der Seuche gestorben. Durchschnittlich rechnet man heute, dass zwei Drittel der Pesterkrankten auch der Seuche zum Opfer gefallen sind und verstarben.<sup>9</sup>

---

<sup>5</sup> Hofius, S. 192

<sup>6</sup> Hofius, Nachträge, S. 67

<sup>7</sup> Hofius, S. 189

<sup>8</sup> Heinrichs, Broich, Kirchengeschichte..., S. 236

<sup>9</sup> Hofius, S. 209

Die Auswirkungen dieser wiederkehrenden Katastrophe zeigten sich in nahezu allen Lebensbereichen und verschärften die Lebensbedingungen noch mehr. Wiesen und Weiden verwilderten, Äcker wurden nicht mehr bestellt, Ernten nicht mehr eingefahren und der Tod hatte leichtes Spiel mit den verarmten, verängstigten und geschwächten Menschen. Und Diebstahl und Plünderung erhöhten die Leiden der hart getroffenen Überlebenden.

Auf die Haustüren der Häusern, in die die Pest Einzug gehalten hatte, wurde zur Abschreckung und Kennzeichnung das Pestzeichen gemalt, das Andreaskreuz, oder es wurden wie hierzulande Strohkränze aufgehängt. Das bedeutete, dass die Hinterbliebenen sechs Wochen lang nicht ausgehen durften und der Zutritt allen Außenstehenden untersagt war. Da auch keine ärztliche Hilfe zu erwarten war, konnten die Bewohner nur auf den Besuch eines Geistlichen hoffen, der ihnen als letzten Trost nur noch das sogenannte Sterbesakrament spenden konnte. Und weil die Pesttoten nicht innerhalb der Friedhöfe beerdigt werden durften, besann man sich wieder auf die alten vorchristlichen Methoden: An Wegen und Kreuzungen wurden die Pesttoten ohne oder nur mit geringem geistlichen Beistand schnell verscharrt, häufig in Massengräbern.<sup>10</sup> Dem schrecklichen Tod folgte also oft eine unwürdige Bestattung.

Die großen Pestepidemien waren regelmäßig von einem moralischen Tiefstand begleitet, bei anderen war jedoch auch eine verstärkte Frömmigkeit zu erkennen. In Erwartung des Todes versuchten viele Menschen, ihr Leben noch einmal voll auszukosten. So kam es insbesondere nach Begräbnissen zu ausgedehnten Nachfeiern, die oft nach dem Motto „Wir sind noch einmal davon gekommen“ in wüste Orgien ausarteten, denn jede Feier konnte die letzte sein und die nächste Beerdigung die eigene. Um diesen Auswüchsen Einhalt zu

---

<sup>10</sup> Gust, S. 31

gebieten, wurden mancherorts besondere Totenordnungen erlassen, die den sogenannten Leichenschmaus streng reglementierten.<sup>11</sup>

Neben diesen Trinkgelagen und wüsten Orgien war häufig auch eine auffallende Heiratslust festzustellen. Schon alte und gebrechliche Personen, aus denen die unberechenbare Pest plötzlich reiche Erben gemacht hatte, wurden zum begehrten Heiratsobjekt.<sup>12</sup> Die Habgier, eine der stärksten und abgründigsten menschlichen Triebfedern, zeigte hier, wozu sie Menschen bringen kann.

In Wassenberg, das für unsere Gemeinde als Dekanatsort eine nicht unwichtige Bedeutung hatte, herrschte die Pest besonders schrecklich im Jahre 1570. Etwa gleichzeitig auch in Heinsberg, Roermond, Ratheim, Doveren, Birgelen, Myhl und Wildenrath. 1580 starben in Erkelenz in knapp einem Jahre 458 Personen. 1598 verlor Roermond 1400 Einwohner an den schwarzen Tod, in Arsbeck starben in sechs Wochen von ca. 350 Einwohnern 175 Menschen, darunter auch Pastor Peter Heinrich Quack.<sup>13</sup> Ebenfalls 1598 starb in Wassenberg an der Pest der gerade mal ein Jahr zuvor dort als Pastor und Dechant eingeführte Walter Buisbach.<sup>14</sup>

Kempen verlor im Jahre 1579 ein Drittel der Bevölkerung, als die Pest 1200 Tote dahinraffte,<sup>15</sup> darunter allein im St.-Annen-Kloster 32 Schwestern.<sup>16</sup>

Während des sogenannten Truchsessischen Krieges, als der Kölner Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg wegen seines Übertritts zum evangelischen Glauben mit dem Domkapitel einen

---

<sup>11</sup> Hofius, S. 197

<sup>12</sup> Hofius, S. 214

<sup>13</sup> Heinrichs, Broich, Kirchengeschichte..., S. 181

<sup>14</sup> Heinrichs, Broich, Kirchengeschichte..., S. 236

<sup>15</sup> Hermes J. in HB 1981, S. 74

<sup>16</sup> KlinkenbergG. in HB 1956, S. 36



zermürbenden Krieg führte, waren viele Menschen aus der Umgebung in die vermeintlich sicheren Mauern der Stadt Kempen geflohen. Doch hat gerade bei diesem „notleidenden bedürftig gemeinen, in die Stadt Kempen zusammen geflüchteten Volk die pestilentielle Seuche im Jahre 1585 und folgenden (wie übrigens auch in Neuß und am ganzen Niederrhein) häufiger Weise die mit Armut geschlagenen Leute getötet“.<sup>17</sup>

Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine neue Pestwelle. Viele Städte in unserer Region versuchten, mit Verordnungen wider die Pest die Gefahr zu bannen, bzw. ganz aus den Mauern der Stadt heraus zu halten, so z.B. Venlo in den Jahren 1615 und 1623, das damit einigermaßen Erfolg hatte. In Moers dagegen starben 1623 mehr als 900 Menschen an der Pest.

Dann folgte wieder eine schwere Pestepidemie, die von 1634 bis 1637 den gesamten Niederrhein, Holland und Belgien heimsuchte.<sup>18</sup> Nach den Schilderungen des Arztes Diemerbroeck aus Nymwegen ist es sicher, dass es sich um die Beulenpest gehandelt hat, denn oft war gar nicht klar, ob es sich tatsächlich um die Pest handelte oder um eine andere schwere Seuche. Er schreibt: “Das Frühjahr 1635 war ungewöhnlich mild, dem ein sehr warmer und trockener Sommer folgte. Im Herbst traten zunächst mehrere Seuchen auf, wie Pocken, Masern und epidemische Durchfälle. Im November begann in Nymwegen die Pest, während des Winters traten jedoch nur wenige Fälle auf. Im März 1636 begann die Seuche epidemisch zu wüten und dauerte fort bis Ende Oktober.“<sup>19</sup> Die Pest ist in diesen Jahren in vielen Orten des Rheinlandes und Westfalens bezeugt, so schon 1633 in Rheinberg, 1634 Düsseldorf, Neuss, Elberfeld, Aachen.<sup>20</sup> Aus

---

<sup>17</sup> Föhl W., im Heimatbuch des Landkreises Kempen-Krefeld, Kreises Kempen-Krefeld, Kreises Viersen (HB) 1959, S.78

<sup>18</sup> Hofius, S. 195; Gust, S. 29 f.

<sup>19</sup> Hofius, S. 195

<sup>20</sup> Hofius, Nachträge, S. 73

Neuss wird sogar berichtet, dass der Rat der Stadt Ende Oktober 1636 wegen der vielen Sterbefälle das Läuten der Totenglocke einschränkte.<sup>21</sup>

Im September 1636 enden in Duisburg die Nachrichten über die Pest, und da auch im nächsten Jahr keine neuen Pestfälle erwähnt werden, ist es wahrscheinlich, dass dort die Pest im Herbst 1636 erlosch. Danach finden sich etliche Jahre für Duisburg und auch für die Nachbarorte keine Hinweise auf die Pest. Erst 1649 ist die Pest wieder bezeugt, so z.B. in Düsseldorf und Köln.<sup>22</sup>

In den Jahren 1665 bis 1668 wütete die Pest zum letzten Mal sehr heftig am Niederrhein. Sie wurde in Amsterdam eingeschleppt und zog von dort durch die Niederlande rheinaufwärts und herrschte im Sommer 1665 am ganzen Niederrhein, vor allem aber in den Städten entlang des Rheins.<sup>23</sup> Sie stieß, vom Niederrhein über Köln und Bonn kommend, immer weiter rheinaufwärts vor und vieles spricht dafür, dass Kölner Kaufleute auf ihrem Weg zur Frankfurter Herbstmesse die Seuche verbreiteten.

Aber wie war es denn nun in Waldniel? Hat bei uns die Pest genau so gewütet wie in den anderen Orten des Niederrheins?

Die allgemein nicht so zahlreichen Zeugnisse über die Waldnieler Vergangenheit haben hier eine besonders große Lücke. Weder in bisher bekannten kirchlichen noch in gemeindlichen Urkunden ist die Rede von einem Auftreten der Pest in Waldniel. Die Tauf-, Hochzeits- oder Sterberegister der katholischen Pfarre und die entsprechenden Register der reformierten Kirche, deren Bestände

---

<sup>21</sup> Schroeren in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 167

<sup>22</sup> Hofius, S. 199

<sup>23</sup> dazu. Hofius, S. 201

von etwa 1620 bis etwa 1665 leider fehlen, geben keinerlei Hinweise auf ein Wüten der Pest in Waldniel.

Im Personenstandsarchiv in Brühl werden die ältesten Kirchenbücher von Waldniel verwahrt, die mit dem Jahre 1613 beginnen. Doch leider wurden die Sterbefälle zu jener Zeit nur äußerst lückenhaft aufgeführt. Während nämlich die Zahl der vorhochzeitlichen Proklamationen enorm hoch ist, was auf eine rege Heiratstätigkeit schließen lässt, sind die aufgeführten Sterbefälle nur äußerst spärlich dokumentiert, und das noch nicht einmal für alle Jahre. Das Trienter Konzil<sup>24</sup> hatte zwar als Teil der innerkirchlichen Straffung und Erneuerung im Rahmen der Gegenreformation die Führung von Trau- und Taufregistern den Pfarrern zur strengen Pflicht gemacht, aber erst das *Rituale Romanum*<sup>25</sup> vom 16. Juni 1614 verlangte zusätzlich ein Verzeichnis der Verstorbenen. Zudem geschah die Umsetzung nur sehr langsam. Zahlreiche Diözesansynoden mussten die Anordnungen zur Führung der verschiedenen Register wiederholen, so dass schließlich im Laufe der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts diese für unsere heutige Arbeit so wichtigen Kirchenbücher fast überall eingeführt waren, wobei allerdings die Qualität der Eintragungen vom jeweiligen Pfarrer abhing.

Infolge dieser lückenhaften bzw. fehlenden Erfassungen ergibt sich zusammen mit den Unterlagen im Kreisarchiv in Kempen bezüglich der Sterbefälle in Waldniel folgendes Bild:

1615 – 1 Sterbefall  
1616 – 4 Sterbefälle  
1617 – 7 Sterbefälle  
1625 – 2 Sterbefälle  
1626 – 3 Sterbefälle

---

<sup>24</sup> 1545 bis 1563

<sup>25</sup> Eine Zusammenstellung der in der kath. Kirche zugelassenen und vorgeschriebenen Riten und Handlungen.

1630 – 2 Sterbefälle

1634 – 3 Sterbefälle, und zwar sind in diesem Jahr Henricus im Hahn und Derrick Dertgens am gleichen Tag, am 31. Oktober, „in Gott verstorben“. Über die Todesursache dieser beiden am gleichen Tag Verstorbenen ist nichts ausgesagt. War es Zufall oder doch die Pest? Für das Jahre 1635, das Jahr der Erbauung der Kapelle, fehlen wieder die Angaben. Interessanterweise ist für das Jahr 1636 Folgendes festgehalten: „Anno 1636 – 1. July obiit pater meus Petrus Ranori qui fuit Custos hic in Neel – est sepultus = 8 July. anima requiescat in sancte pace. Amen (Im Jahre 1636 am 1. Juli starb mein Vater Petrus Ranori, der hier in Waldniel Küster war – er wurde am 8. Juli beerdigt. Die Seele möge ruhen im heiligen Frieden. Amen.) Wenn der Schreiber, wahrscheinlich ein Kaplan, denn Pfarrer zu jener Zeit war Johannes Budemius, schon so getreulich für die Nachwelt fest hält, wann sein Vater verstorben ist, so kann man sicherlich davon ausgehen, dass er es auch vermerkt hätte, wenn die Pest in Waldniel gewütet hätte.

Bemerkenswert für Waldniel ist jedoch das Taufregister aus jener Zeit, das Jahr für Jahr eine enorm hohe Geburtenrate bezeugt. Bedenkt man jedoch die damals allgemein hohe Sterblichkeitsrate der Kinder, dass nämlich fast jedes zweite Kind in den ersten Lebensjahren starb, so hätte bei „ordnungsgemäßer Aufzeichnung“ auch die Anzahl der Verstorbenen entsprechend hoch sein müssen.

Man muss also feststellen, dass die oben aufgeführten geringen Zahlen der Verstorbenen nicht richtig sein können. Läge eine genaue Registrierung der Todesfälle vor, so könnte man vielleicht aus einer erhöhten Anzahl der Sterbefälle Rückschlüsse auf das Auftreten der Pest in Waldniel ziehen. Auch die noch vorhandenen Kirchenbücher der benachbarten Pfarreien Amern St. Georg und St. Anton, Dilkath und Lüttelforst helfen hier nicht weiter, denn sie gehen leider nicht bis in diese Zeit zurück.

Einen einzigen Hinweis gibt es jedoch, der Waldniel mit der Pest in Verbindung bringt. In einer Urkunde des Archivs der evangelischen Kirchengemeinde Waldniel ist folgender Hinweis enthalten: „Die Hausfrau Nölchen Hompusch ist im August 1617 bei einem Besuch in Rheindahlen der Pest erlegen.“ Nölchen Hompusch war zuvor mit ihrem Ehemann der reformierten Kirche beigetreten, möglicherweise in den Jahren 1611/12, als rund einhundert Männer und Frauen in Waldniel zur evangelischen Glaubenslehre überwechselten. Nach dem Tode seiner Frau, trat der Witwer Hompusch wieder zum katholischen Glauben zurück, vielleicht deshalb, weil er den Tod seiner Frau als Strafe Gottes für ihren Glaubenswechsel ansah. Bei der nächsten Prozession nach Amern<sup>26</sup> hat er dann das Kreuz getragen, was viele Katholiken zum Anlaß für Hohn und Spott gegenüber der kleinen reformierten Gemeinde nahmen, die Mitglieder der reformierten Kirche aber zutiefst demütigte.

Nach Aussage von Willi Ahlers hat der alte Schulrektor Wachendorf früher berichtet, dass sich in dem Bereich zwischen Turm- und Schulstraße früher ein kleiner Friedhof befunden haben soll. Da ein öffentlicher Friedhof hier nicht nachgewiesen war, kann es sich um die Begräbnisstätte der Pesttoten gehandelt haben, die außerhalb des befestigten Ortes beerdigt worden waren. Zumal, da das Dreieck, auf dem jetzt der Kindergarten steht, seit undenklichen Zeiten Eigentum der Pfarre ist. Aber weder bei den Bauarbeiten zu dem jetzt dort stehenden Kindergarten, noch bei der Anlage des dazu gehörenden Parkplatzes sind Überreste oder andere Hinweise auf eine ehemalige Begräbnisstätte zutage gekommen, so dass wir es hier noch nicht mit einer gesicherten Erkenntnis zu tun haben.

---

<sup>26</sup> Bis ins 20. Jahrh. war Amern St. Anton jeweils am 17. Januar Ziel einer Wallfahrt zum hl. Antonius, der u.a. als Patron der Haustiere und auch als Pestheiliger verehrt wurde.

Somit lässt sich das Vorhandensein der Pest in Waldniel zwar nicht eindeutig belegen, doch heißt das noch lange nicht, dass die Pest an Waldniel vorbei gegangen ist. Leider sind generell aus jener Zeit nicht allzu viele schriftliche Überlieferungen bekannt, aber man kann versuchen, über Vergleiche mit der Region und den Nachbargemeinden eventuell Rückschlüsse auf Waldniel zu ziehen, denn aus den Städten und Gemeinden in unserer Nachbarschaft gibt es doch das eine oder andere Zeugnis über das Wüten der Pest.

Bei Deilmann heißt es zunächst recht allgemein für unsere Region: „Verhältnismäßig wenige Nachrichten über Durchzüge und Einquartierungen liegen aus den Jahren 1635 bis 1637 vor. Stattdessen herrschte die Pest, die in manchen Orten ein Drittel der Bevölkerung dahinraffte“.<sup>27</sup> Und an einer anderen Stelle heißt es: „Des weiteren forderte gerade im Jahr 1636 die Pest wieder besonders viele Opfer am Niederrhein, so allein in Lobberich 700 und auch in Viersen eine große Zahl.“<sup>28</sup>

Konkreter werden jedoch die Nachrichten aus einzelnen Gemeinden:

**Region Heinsberg/Wassenberg** Folgende gravierende Pestjahre sind für dieses Gebiet beurkundet: 1570, 1584-87, 1607 und äußerst stark 1622/23, 1634 und 1666. In Erkelenz starben 1580 insgesamt 458 Personen an der Pest und anderen epidemischen Krankheiten, in Sittard 5000 Einwohner und Soldaten, in Arsbeck innerhalb sechs Wochen 175 Personen.<sup>29</sup>

Für die Stadt Heinsberg und das Heinsberger Land bezeugt Dreeß Holten unter Eid vor dem Vogt des Amtes Heinsberg am 9. Februar 1662 das Vorhandensein der Pest mit den Worten: „Im Jahre 1633, 1634, 1635 hette es durchgehend zu Heinsberg an der Pest

---

<sup>27</sup> Deilmann, Teil I, S.79

<sup>28</sup> Lohmann, S. 137

<sup>29</sup> Heinrichs, Wassenberg, S. 213

gestorben.“ Ein weiterer Zeuge, Thönis Fischer, ergänzt die Aussage: “In Heinsberg hette es auch an der Pest gestorben, aber nit viel, sondern die Pest hette meistentheiß außer der Stadt auff den umbliegenden Dorfferen grassieret, und sein an der Stadt die Außwendigen nit eingelassen worden.“<sup>30</sup> Das Sterberegister der Pfarre St. Michael Hillensberg, heute zur Gemeinde Selfkant gehörig, verzeichnet für das Jahr 1623 insgesamt 24 Todesfälle wegen Pest, für das Jahr 1634 wiederum 13 Todesfälle und einen Todesfall für 1635. Besonders tragisch war der Tod der Neeßken Schatzjans, die am Heiligen Abend 1634 der Pest erlag „... und weil sie hochschwanger geing, hat sie des tags davouren die Frucht lebendig der Welt gebracht.“<sup>31</sup> Für die Pfarre St. Lambertus Randerath, heute zur Stadt Heinsberg gehörig, heißt es im Sterbebuch für 1665, dass Treingen Knastjanß am 14. Juli 1665 an der Pest starb. Weiter heißt es: „sie war die erste und die Pest hat viele hingegenommen“. Das Jahr 1666 verzeichnet dort am 6. Januar Henrich Matzenrath als Pesttote. Weiter heißt es dort: „Von diesem Matzenrathß Henrich an zu rechnen biß uff den 19. febr. 1666 welches uber 6 wochen seindt hat die Contages<sup>32</sup> und Pest cessiret.“<sup>33</sup> In Dremmen, heute ebenfalls zur Stadt Heinsberg gehörig, verzeichnet das Sterberegister der Pfarre St. Lambertus im Jahr 1665 insgesamt 11 Pesttote, und für das Jahr 1666 noch drei Pesttote. Und es ist heute noch erschütternd, wenn man bei der Durchsicht der Sterberegister sieht, wie innerhalb weniger Tage ganze Familien ausgelöscht werden oder wenn zum Schluss das Opfer „durch einen Fremden Man: der ... darin mit gelt bestalt: auf wonstag<sup>34</sup> nar der Mittag allein begraben worden“ oder wie Tiel Halmans „zur Nachtzeit begraben“ worden ist.<sup>35</sup>

---

<sup>30</sup> W. Reinartz in: Selfkantheimat 1957 S. 36

<sup>31</sup> Sterberegister der Pfarre St. Michael Hillensberg

<sup>32</sup> Ansteckung, Seuche

<sup>33</sup> Sterberegister der Pfarre St. Lambertus Randerath

<sup>34</sup> Mittwoch

<sup>35</sup> Sterberegister der Pfarre St. Michael Hillensberg

**Xanten** Während des Septembers 1636 sterben 130 Menschen an der Pest.<sup>36</sup> Insgesamt sollen in diesem Jahr 1300 Menschen in der Stadt und weitere 600 auf dem Lande an der Pest gestorben sein.<sup>37</sup>

**Straelen** Dort sterben vom 23. August 1635 bis Januar 1636 an 389 Menschen.<sup>38</sup>

**Nieukerk** Vom 29. Juli 1635 bis 25. August 1636 sterben an 419 Personen.<sup>39</sup>

**Krefeld** In Krefeld war die Pest 1635 ausgebrochen und erreichte 1636 einen Höhepunkt. 1664/1665 kehrte sie noch einmal zurück.<sup>40</sup>

**Kempen** Im April, Mai und Juni 1636 hielt die Seuche in Kempen und den Nachbarorten wieder furchtbare Ernte. Viele wurden dahingerafft. Am Montag, dem 30. Juni 1636 starb der hochwürdige Herr Paulis Mansäeus, Vikar an St. Johannes in Kempen an der Pest, ihm folgte am 13. Juli der Küster und am 25. Juli der hochwürdige Herr Arnold Porten, Vikar an St. Martin und an St. Jakobus. Und wegen der feuchtwarmen Witterung ließ die Seuche auch im November nur wenig nach.<sup>41</sup>

**Kaldenkirchen** Am 5. April 1639 bezeugen die Kaldenkirchener Schöffen Leonhardt Zeyen und Johan Pemans,

---

<sup>36</sup> Böcking, Xantener Chronik, S. 63

<sup>37</sup> Schroeren in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 169 f.

<sup>38</sup> Festschrift zu den Heimattagen, S. 9

<sup>39</sup> Festschrift zu den Heimattagen, S. 9

<sup>40</sup> Schroeren in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 165 f.

<sup>41</sup> Schroeren in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 165



„dass vor 2 ½ Jahren, alß hieselbst große sterbt gewesen, Mehrenteilß hiesige Wedertaufferen verstorben...“<sup>42</sup>

**Lobberich** Es wird berichtet, dass in Lobberich im Jahre 1635 an 700 Pfarrkinder, an der Pest gestorben seien.<sup>43</sup> Und der dortige Pfarrer Pricken schreibt über die Jahre 1635 und 1636 von „dysenteria et peste“, hierzu erläutert der Zeitgenosse Johann Finken „sodaß im folgenden Jahre (1636) über 700 aus unserem Dorfe starben“.

Mit den aus Holland weichenden kaiserlichen Soldaten war die Pest gekommen und hatte unter der ausgehungerten Lobbericher Bevölkerung wie allorts eine schaurige Ernte gehalten. 700 Pfarrkinder seien der schrecklichen Seuche erlegen, berichtete auch der Pfarrer Matthias Pricken im Jahre 1635 dem spanischen Kardinalinfanten beim Besuch des Bocholtzer Burghauses. Unter den Opfern befanden sich auch der Schultheiß Jeronimus Horst und sein Sohn. Selbst wenn diese Zahl kaum zutreffen kann, da sonst 1636 wohl kein Mensch mehr in Lobberich gelebt hätte, ist davon auszugehen, dass damals sehr viele an der Pest und an der Dysenterie (Ruhr) gestorben sind.<sup>44</sup>

Große Massengräber, weit vom Ort gelegen, hatten in Lobberich die Toten aufgenommen. „Die Lage der Gräber, von denen man nicht gerne sprach, wurde schnell vergessen. Doch erinnert das Pestkapellchen an der Soup, das dem hl. Rochus geweiht ist und schon lange vorher als Fußfall bestanden hatte, an diese schreckliche Begebenheit.“<sup>45</sup>

---

<sup>42</sup> HB 1971 S. 121; Lenders, in Berg.-jül. Geschichtsblätter, 1931, S. 35

<sup>43</sup> Festschrift zu den Heimattagen, S. 9

<sup>44</sup> dazu: Funken, Breyell..., S. 373

<sup>45</sup> Budde J., in HB 1956, S. 33; Lohmann, S. 137

**Süchteln** „Von 1635 bis 1637 herrschte in unserer Heimat die Pest, so dass die Menschen dahinstarben wie die Fliegen im Herbst.“<sup>46</sup>

**Viersen** 1636 ist auch in Viersen eine große Zahl der Pest erlegen.<sup>47</sup>

**Dülken** Unsere unmittelbare Nachbarstadt wurde 1634 schwer von der Pest heimgesucht. „Ins Verkündigungsbuch schrieb Pastor Sybenius am 12. Sonntag nach Dreifaltigkeit (3. September 1634): Alle Bewohner jener Häuser, in denen die Pest wütet, mögen zur hl. Beichte kommen. An den folgenden Sonntagen werden Bittandachten um Abwendung der Seuche angesetzt.“<sup>48</sup>

1636 grassierte nach der Beschreibung der Chronisten wieder die Beulenpest, „die so zahlreiche Opfer forderte, dass der Begräbnisplatz um die Kirche nicht mehr ausreichte und ein neuer Friedhof angelegt werden musste.“ Zunächst fasste man den Plan, außerhalb der Stadt in der Nähe der Kreuzkapelle<sup>49</sup> einen geeigneten Platz zur Begräbnisstätte zu nehmen, später ging man davon ab und wählte einen Platz an der Mosel, so hieß damals ein Teilabschnitt der Nette im Dülkener Stadtgebiet, der allerdings zu einem morastigen Abzugsgraben verkümmert war<sup>50</sup>, gegenüber dem Pastorat.<sup>51</sup>

In Dülken gab es südöstlich der Gemarkungsgrenze ein Siechenhaus, das auch als Isolierhaus, also als Quarantänestation diente.

**Brüggen** Hier heißt es: „Zu allem Unheil brach auch noch die Pest aus, die von fremden Völkern eingeschleppt war. Auch in der

---

<sup>46</sup> Deilmann, Gesch. der Stadt Süchteln, S. 62; Norrenberg, Süchteln, S. 34

<sup>47</sup> Lohmann, S. 137

<sup>48</sup> Wüsten, S. 101; Perdelwitz, S. 27

<sup>49</sup> Sie befand sich vor der Steinen- oder auch Süchtelner Pforte an einer Wegscheide. Sie wurde 1838 abgebrochen. (Norrenberg, Dülken, S. 88 f.)

<sup>50</sup> Mackes, Karl in HB 1975, S. 174 f.

<sup>51</sup> Doergens, S. 287; Norrenberg, Dülken, S. 97; Perdelwitz, S. 27. Heute befindet sich an dieser Stelle ein Parkplatz.

Burg ging der schwarze Tod um. Der Sohn des Amtmanns Franz von Holtmoelen<sup>52</sup> und fünf seiner Diener wurden hingerafft“.<sup>53</sup>

**Born** Hier herrschte 1635 die Pest. „Auch Wilh. Grüter, Pfarrer in Born, Sohn einer alten, angesehenen Familie Brüggens, starb am 27. Oktober 1635 an der Pest.<sup>54</sup> Um diese Zeit wird wohl auch in Brüggens die Kapelle des hl. Rochus entstanden sein, der als Patron gegen die Pest verehrt wird. Urkundlich wird die Kapelle erst 1696 von Pfarrer Laden erwähnt.“<sup>55</sup>

**Niederkrüchten** Der von 1666 bis 1684 dort tätige Pastor Cuypers notierte: „Im Oktober 1666 wurden Bewohner eines Hauses auf der Hochstraße von der Pest befallen, und ich habe den Pestkranken die Sterbesakramente gespendet.“<sup>56</sup> Die entsprechenden Einträge finden sich im Sterberegister der kath. Kirche Niederkrüchten wieder:

30. Octobris Encken Jacobs op die hoogestraat ex peste,

31. Octobris Tisken Jacobs op der hoogerstraat ex peste

21. Novembris Geutien Jacobs op die hoogerstraat ex peste.<sup>57</sup>

**Anrath** Hierhin kehrte die Pest in den Jahren 1757/1758 nochmals zurück.<sup>58</sup>

Wenn man diese Nachrichten aus den umliegenden Gemeinden liest, erscheint es wenig wahrscheinlich, dass ausgerechnet Waldniel wie eine Insel der Seligen von der Pest verschont geblieben ist. Daher kann man wohl zu recht annehmen, dass es hier nicht anders

---

<sup>52</sup> Amtmann von 1549 bis 1579

<sup>53</sup> Jansen J. in HB 1952, S. 35

<sup>54</sup> Röttgen, S. 131

<sup>55</sup> Röttgen, S. 131

<sup>56</sup> Smeets H., in HB 1979, S.70; Weeger, Geschichte der .... . 17S

<sup>57</sup> Heinrichs, Der schwarze Tod, S. 310; Kreisarchiv Kempen (KA), Sterberegister Niederkrüchten 1666.

<sup>58</sup> Daum G. in HB 1982, S.127

gewesen sein wird, als in den Nachbarorten, selbst wenn konkrete Angaben fehlen. Auf jeden Fall wird es auch hier keinen Haushalt gegeben haben, der nicht irgendeinen Angehörigen an die Pest verloren hat. Auch hier werden die Menschen von panischer Angst ergriffen worden sein, wenn sie die Schreckensmeldungen aus den Nachbargemeinden hörten. Auch hier wird zu jener Zeit selbst eine vergleichsweise harmlose Infektion oder ein Unwohlsein nach dem Verzehr verdorbener Speisen die Menschen in maßlose Angst versetzt haben. Und auch hier werden Todesangst und Lebensgier ein makabres Paar abgegeben haben, wenn die Menschen in höllischer Verzweiflung einen Leichenschmaus zu einem vermeintlich letzten ausgelassenen Fest machten. Es wird zu jener Zeit aber sicherlich auch in Waldniel gottesfürchtige Menschen gegeben haben, die Gott gelobten, etwas Bestimmtes zu tun, wenn sie und ihre Familie von der Geißel der Pest verschont blieben. Aber es gibt bisher keinen Hinweis darauf, dass der Bau der Kapelle an der Dülkener Straße auf einem solchen Gelübde beruht.

Die Schrecken der Pest waren aber nicht der einzige Punkt, der die gedanklich noch im Mittelalter weilenden Menschen erschütterte und um ihr Seelenheil fürchten ließ, sondern die gesamten Umstände jener Zeit waren dazu angetan. Deshalb könnte der Bau der Kapelle auch hierin begründet sein. Die weltliche Ordnung war zerbrochen, Krieg, Pest und andere Seuchen kamen wie eine Geißel Gottes über das Land und verschonte nichts und niemanden, und schließlich wurde sogar ihr Gottesglaube und mit ihm ihre heilige Mutter Kirche attackiert: Das von Martin Luther entfachte Feuer der Reformation bahnte sich seinen Weg durch die deutschen Lande und machte auch vor Waldniel nicht Halt.

## Die Zeit

Luthers Aufbegehren gegen bestimmte innerkirchliche Praktiken war eigentlich nur der letzte Tropfen, der ein ohnehin schon randvolles Fass zum Überlaufen brachte. Die römische Kirche hatte seit den verlorenen Kreuzzügen wesentlich von ihrer führenden Rolle eingebüsst. Der Adel befreite sich mehr und mehr von der Bevormundung der Kirche. Die Klöster, einst die Garanten für Gottesverehrung und Gelehrsamkeit, verloren ihre Bedeutung und in den europäischen Ländern erstarkten die Städte und mit immer größerer werdender Bevölkerung nahmen diese eine immer selbstbewusstere Haltung ein. Der universale Machtanspruch des Papstes, die zum Teil unverhohlene Geldgier vieler Kirchenfürsten und die Verfolgung und Vernichtung Unschuldiger als Ketzer förderte trotz aller Gefahren freie und unabhängige Denker zutage. Erasmus von Rotterdam (1466 oder 1469 – 1536), 1492 zum Priester geweiht, entwickelte sich zu einer der führenden Geistespersönlichkeiten in Europa und wurde wegen seiner Kritik an den weltlichen und geistlichen Mächten selbst bald zum Ziel heftiger Attacken, die ihn des Luthertums verdächtigten und ihn somit zum Ketzer brandmarken wollten.

In dieser brodelnden Zeit hatten Luthers Lehre, ihre Verbreitung und die daraus entstandene Bewegung auch in unserer Region für ziemliche Unruhe gesorgt. Auch hierzulande versuchten die Adeligen, sich mit Hilfe des Protestantismus mehr Freiheiten von der Kirche zu erwerben; viele Menschen guten Glaubens, denen die damaligen Missstände innerhalb der Kirche nicht gefielen, unterstützten Luther in der Hoffnung, einen innerkirchlichen Reformprozess zu bewirken. Teilweise traten ganze Pfarren zum Protestantismus über, nahmen die Gotteshäuser, Ländereien und sonstigen Pfründe mit, und schädigten dadurch die Einkünfte der katholischen Seite. Ein besonderes Beispiel hierfür ist der Fall des

Kölner Erzbischofs und Kurfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg. Als er sich 1583 eine Frau nahm und zur protestantischen Seite überwechseln wollte, wurde er vom Papst exkommuniziert. Da er aber nicht gewillt war, die Papstbulle anzuerkennen und Amt und Kurfürstentum zu verlassen, bestand die Gefahr, dass er auch das Bistum Münster und das Herzogtum Kleve mit sich ziehen würde. Der sich daraus entwickelnde sogenannte truchsessische Krieg führte schließlich zu seiner Vertreibung in die Niederlande und zur Rettung der bedrohten Gebiete für die katholische Seite. Auch die oft schwankende Haltung des jülicher Hofes, die der neuen Lehre zeitweise recht tolerant gegenüber stand, ließ bei dem damaligen Waldnieler Pfarrer Budemius ziemliche Befürchtungen aufkommen, denen er später in der Gründungsurkunde zu seiner großzügigen Stiftung für die Kapelle beredten Ausdruck verlieh.

Das war neben der Pest aber nicht das einzige, was die altbewährte Weltordnung durcheinander brachte und die Menschen damals in ständige Angst und Schrecken versetzte. Hier muss man vielmehr auch alles das berücksichtigen, was sich in naher und weiter Entfernung ereignete und was durch fahrende Händler und Soldaten von Dorf zu Dorf verbreitet wurde. Ebenso hierhin gehört auch alles das, was ohnehin schon im Unterbewusstsein der Menschen als mögliche Gefahrenquelle für das eigene Leben oder das Seelenheil fest verankert war. Es war ein ungeheure Vielzahl von Angst einflössenden Zuständen und Ereignissen unterschiedlichster Art, die die damalige Zeit prägten und die Menschen nicht zur Ruhe kommen ließ. Und zwar in einem Ausmaß, das für uns heute unvorstellbar ist.

Hier ist als Nächstes die andauernde kriegerische Bedrohung mit Raub, Vergewaltigung und Totschlag zu erwähnen. Der große niederländische Krieg, „de Tachtigjarige Oorlog“ von 1568 bis 1648 hatte nämlich auch den Niederrhein direkt und indirekt betroffen. Ausgangspunkt waren auch hier religiöse Streitigkeiten gewesen. Die

Reformation, insbesondere der Calvinismus, hatte sich in allen 17 Provinzen der Niederlande stark verbreitet. Das aber vertrug sich nicht mit den Interessen der katholischen spanischen Habsburger, den damaligen Herrschern der Niederlande. Daher verfolgten sie diese Entwicklung mit strengsten Verboten und besonders brutaler und blutiger Nachstellung. Verhaftung, Folter und brennende Scheiterhaufen waren an der Tagesordnung. Als Folge verließen viele Protestanten das Land, darunter viele Handwerker und Kaufleute. Das führte vor allem in den großen flandrischen Handelszentren Antwerpen, Brügge und Gent, die zu jener Zeit die größte Wirtschaftsregion nördlich der Alpen bildeten, zu einem spürbaren wirtschaftlichen Abstieg. Auch in Amsterdam machten sich ähnliche Auswirkungen bemerkbar. Aus Sorge über diese Entwicklung überreichte eine große Anzahl niederländischer Adelige der Generalstatthalterin<sup>59</sup> eine Petition. In dieser Petition bekundeten sie einerseits ihre Loyalität zur spanischen Obrigkeit, andererseits aber erbateten sie die Abschaffung der spanischen Inquisition und die Gewährung allgemeiner Religionsfreiheit. Die Generalstatthalterin, eine strenge Katholikin, die die katholische Seite stärken und das sich immer weiter verbreitende „Ketzerium“ möglichst vollständig ausrotten wollte, wies ihre Petition zurück und verspottete die Abgesandten als Geusen (Bettler). Die allgemeine Wut und Enttäuschung über diese Demütigung löste seitens der protestantischen Bevölkerung einen "Bildersturm" aus, der dann ab 1568 zum sog. 80jährigen Krieg führte. Die nördlichen Provinzen, die sogen. Generalstaaten, erhoben sich unter Führung von Wilhelm von Oranien gegen ihre spanische Herrschaft und betrieben die Loslösung der Niederlande von der spanischen Krone.<sup>60</sup>

---

<sup>59</sup> König Philipp II. hatte sich 1559 von Brüssel nach Spanien zurückgezogen und seine Halbschwester Margarete von Parma als Generalstatthalterin für die Niederlande eingesetzt.

<sup>60</sup> Frentzen in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 211

Die benachbarten jülich-klevischen Länder, also insbesondere auch unsere Region, wurden von Anfang an immer wieder von Militäraktionen in Mitleidenschaft gezogen.<sup>61</sup> In Venlo, Roermond und in den nahe gelegenen Ortschaften des Geldrischen Oberquartiers, wo die neue Lehre ebenfalls viele Anhänger hatte, versuchte Herzog Alba schon im Laufe des Jahres 1568 durch spanische Besatzungen den reformatorischen Geist zu ersticken.<sup>62</sup> Und bereits im selben Jahr 1568 „haben am Donnerstag nach Paschen<sup>63</sup> die hispanischen Kriegsleuthe zu Neel ... gelegen“.<sup>64</sup> Das bedeutete zumindest Angst und Erpressung von Kriegslasten zum Unterhalt der Truppen.

In den 1590er Jahren wurden die Niederrheingebiete zum permanenten Durchmarschgebiet aller Konfliktparteien, aber teilweise auch zum Schlachtfeld für spanische und niederländische Truppen und die Menschen hatten ständig unter der Bedrohung durch Gewalt, Plünderung und Mordtaten unberechenbarer Soldatenhaufen zu leiden.<sup>65</sup> Wenn auch die jülicher Lande in ihrer Gesamtheit nicht ständig von Gewaltaktionen betroffen waren, so schreckte doch das Schicksal der jeweils Heimgesuchten. Eine unterschwellige Angst, morgen vielleicht selbst betroffen zu sein, wird die Menschen in ständige Unruhe versetzt haben. Von dem in vielen alten Quellen als „gerechter nahrung“ bezeichneten Anspruch jedes Einwohners auf ein notwendiges Existenzminimum an Lebensmitteln, Nahrung, Kleidung und körperliche Unversehrtheit<sup>66</sup> konnte schon lange keine Rede mehr sein. Ohne Rücksicht auf die Bevölkerung nahmen sich die Soldaten, was sie kriegen konnten.

---

<sup>61</sup> Ehrenpreis S. 30

<sup>62</sup> Norrenberg, Dülken, S. 29

<sup>63</sup> Ostern

<sup>64</sup> Norrenberg, Dülken, S. 31

<sup>65</sup> Ehrenpreis S. 31

<sup>66</sup> Ehrenpreis S. 85



Schon seit 1615 waren die Spanier unter dem spanischen General Ambrosio Spínola immer häufiger ins jülicher Land eingefallen und hatten unsere Region auch während des dann in Deutschland ausbrechenden dreißigjährigen Krieges (1618-1648) in beständiger Unruhe gehalten.<sup>67</sup> Das bedeutet nicht, dass die Region in diesen Jahrzehnten Schauplatz permanenter kriegerischer Auseinandersetzungen gewesen ist. Dennoch starrte sie in dieser Phase von Waffen – allenthalben waren Garnisonen der verschiedenen Kriegsparteien einquartiert<sup>68</sup> und immer wieder kam es zu Übergriffen der Spanier.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1618 erschienen am Himmel drei Kometen, von denen die ersten zwei schnell wieder verschwanden, der dritte aber lange Zeit am Himmel zu sehen blieb. Wie es in einer alten Chronik hieß, wurden sie als Boten kommenden Unglücks gesehen: „Anno 1618 ist ein groser comet erschine in gestalt einer grossen und schröckhlichen ruten, welcher unß von und durch Gott hefftig tröwet (drohet), von wegen unsers sindtlichen lebens, die wir vüllfaltig verdient und noch teglich verdienen; der selbig ist gesehen worden vom herpste an bis in der frieling (1619). Was er bedeüt, was auch darauff volgen wirdt, das selbig ist mit heyßen trenen zu beweinen wie wir leider das selbig woll erfahren und erfahren haben...“

Um 1620 wurde der Krieg gegen die Niederlande unter dem neuen König Philipp IV nochmals verschärft. Und der Nachfahre der „Katholischen Könige“, wie die spanischen Könige 1496 vom Papst betitelt worden waren, zeigte mit seinen Soldaten eine unerbittliche Härte im Kampf gegen alle diejenigen, die vom katholischen Glauben abgefallen waren. Daher war im Jahre 1620 hiezulande die Furcht sehr groß, die Niederländischen Truppen könnten das Gebiet

---

<sup>67</sup> Festschrift zu den Heimattagen, S. 9

<sup>68</sup> Ehrenpreis S. 186 ff.

des Amtes Brüggen zum Kriegsschauplatz wählen. Denn nach dem Ausbruch des 30jährigen Krieges hatte der Düsseldorfer Kriegsrat im Februar 1620 beschlossen, die Kompanie des Obersten Erwitte aus dem Amte Brüggen abzuziehen und in das Fürstentum Berg zu verlegen. Damit wäre das Amt Brüggen ziemlich schutzlos gewesen. Daher forderte Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der 1614 bei der Aufteilung des Jülicher Herzogtums durch den Vertrag von Xanten die Territorien Jülich und Berg erhalten hatte, in einem Schreiben vom 2. Februar 1620 als Vorbedingung für diese Verlegung, „in alle wege aber mueßen zum wenigsten zue Suchtelen und Waldtnel zu continirungh der possession ain Man 12 oder so vill weiter gelassen werden, damitt jederzeit ihrer zwei neben den burgern tag und nacht an Portzen die Wacht haben können.“<sup>69</sup> Der Herzog wollte also seine Besitzungen nicht verlieren, und daher sollten Bürger und Soldaten gemeinsam die Stadttore rund um die Uhr bewachen. Schon Ende März/Anfang April wurden die Garnisonen in Süchteln und Waldniel verstärkt,<sup>70</sup> obwohl Waldniel nur als ein „schlecht beschlossenes Dorf, das im freien Felde liegt“<sup>71</sup> betrachtet wurde. Wenn auch durch diese Truppenverstärkung der Schutz der Waldnieler Bevölkerung verstärkt wurde, so wurden dadurch aber auch die Kriegslasten erhöht, denn schließlich musste die Truppe unterhalten werden und Fouragekosten gingen immer zu Lasten der Bevölkerung.

Die Übergriffe der katholischen Spanier und auch die Folgen der durch das Trienter Konzil entfachten Gegenreformation, die allmählich zu greifen begann, bekamen nun auch die in Waldniel ansässigen Mitglieder der reformierten Kirche zu spüren. Und so kam es dann auch in Waldniel zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden religiösen Parteien, denn der Waldnieler

---

<sup>69</sup> Norrenberg, Dülken, S.33

<sup>70</sup> Norrenberg, Dülken, S.33

<sup>71</sup> Norrenberg, Dülken, S.34

Dechant und Pfarrer Budemius war ein starker Kämpfer für seinen Glauben. Und genau so, wie er schon zuvor keine Auseinandersetzung mit dem Kapitel in Jülich<sup>72</sup> oder gar dem Landesherrn gescheut hatte, vertrat er nun standhaft und unerschütterlich seine Position im Kampf gegen den Protestantismus.

Wann die ersten Reformierten nach Waldniel gekommen waren, ist noch ungewiss, zumal anfangs das Predigen aus Angst vor Verfolgung im geheimen, also meist in Privathäusern geschah. Die adeligen Besitzer des Brockhofes, der Häuser Klee, Raderberg, Dahlhof und Lüttelforster Mühle stellten dafür ihre Häuser zur Verfügung und unterstützten so von Anfang an die noch junge Glaubensgemeinschaft. Ähnliches war in den Nachbargemeinden geschehen, und diese heimlichen reformierten, also evangelischen Gemeinden unserer Gegend hatten sich in dem sogenannten "Gladbacher Quartier" zusammen geschlossen. Hierzu gehörten die evangelischen Gemeinden der Orte Bracht, Breyell, Brüggel, Dülken, Kaldenkirchen, Kempen, Gladbach, Oedt, Dahlen, Süchteln, Tegelen, Waldniel und Viersen. Im Protokoll des Gladbacher Quartierskonsistoriums vom 24. Oktober 1574 steht unter Punkt 5: "...was hinfurt von den zweien quartir Niell (Waldniel) und Dalen ein geht, soll allen Quartieren zur verlicheuring (Erleichterung) dienen".<sup>73</sup> Und auf zwei weiteren Consistorien vom 25. Februar und 9. März im Jahre 1587 wird beklagt, dass „die von ... Neell“ nicht erschienen waren.<sup>74</sup> In einem Bericht über die Visitation unserer Pfarre St. Michael vom 23. Januar 1560 durch herzogliche Beauftragte hatte es noch geheißen: „Haben kein widerteuffer noch widergeteuften, sondern es sein zwo personen, ... die weder zur kirchen noch zum sacrament gehen.“<sup>75</sup> Wenn also im Visitationsbericht des Jahres 1560 keine weitere Aussage über

---

<sup>72</sup> Das Kapitel in Jülich war Inhaber der Patronatsrechte der Waldnieler Pfarre.

<sup>73</sup> <http://www.ekir-rheindahlen.de/geschichte.htm>

<sup>74</sup> HB 1972, S. 70

<sup>75</sup> Visitata est ..., S. 16

Andersgläubige getroffen worden ist, dann lässt das darauf schließen, dass die Reformierte Gemeinde Waldniel zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht bestanden hat, sondern erst zwischen 1560 und 1574 begründet worden ist. Die junge reformierte Gemeinde war anfangs keineswegs in sich gefestigt, sondern auch inneren Spannungen unterworfen. Ursprünglich waren nämlich auch hier die Prädikanten (Prediger) der später im deutschen Reich verbotenen Täufer unterwegs gewesen. Diese waren von Wassenberg her gekommen, wo viele Sakramentariet und Spiritualisten nach ihrer Vertreibung aus Köln und anderen Städten für längere Zeit einen sicheren Zufluchtsort hatten. Nach und nach hatten sie dann alle abweichlerischen religiösen Riten wie z.B. die Erwachsenentaufe übernommen und wurden daher auch als Täufer bezeichnet. Die eigentliche Bewegung der Täufer oder polemisch „Wiedertäufer“ war seit 1525 aus der Reformation Zwinglis hervorgegangen, deren Anhänger die Kindertaufe ablehnten und stattdessen eine Erwachsenentaufe propagierten. Wegen ihrer Verfolgung im deutschen Reich flohen sie insbesondere in die Niederlande, von wo aus sie sich später nach Münster orientierten, wo sie dann ihr „himmlisches Jerusalem“ errichteten, das letztendlich in eine absolute Schreckensherrschaft ausartete. Und so verwundert es nicht, wenn aus dem Jahre 1592 berichtet wird, dass auch Mitglieder der reformierten Gemeinde Waldniel zu den Täufeln übertraten, die zu der Zeit vor allem im Gladbacher Raum sehr aktiv waren.<sup>76</sup> Als einige Jahre später der Amtmann von Brüggen dem Landesherrn berichten musste, wo und wie viele Wiedertäufer es in seinem Bereich gebe, meldete er am 28. Dezember 1638, dass es im Amt Brüggen nur noch in Kaldenkirchen und Dülken Wiedertäufer gebe.<sup>77</sup> In Waldniel gab es also keine Wiedertäufer mehr. Wie lange sie hier waren, entzieht sich unserer Kenntnis, doch sie waren wohl nicht mehr, als eine Randerscheinung in unserer heimischen Religionsgeschichte.

---

<sup>76</sup> Norrenberg, Geschichte der Pfarreien des Dekanates M. Gladbach, S. 188 f.

<sup>77</sup> Lenders, in: Berg.-jül. Geschichtsblätter, 1931, S. 34

Ein besonderer Streitpunkt zwischen den beiden Waldnieler Religionsgemeinschaften dürfte die Beisetzung der evangelischen Toten auf dem katholischen Friedhof gewesen sein. Zu jener Zeit gab es nur den kleinen Friedhof rund um die alte Kirche. Auch wenn die Toten teilweise in mehreren Lagen über einander begraben wurden, so mussten wegen der wachsenden Bevölkerungszahl und des geringen Platzes die Gräber dennoch regelmäßig abgeräumt werden. Die dabei gefundenen Gebeine wurden dann in einem Beinhaus direkt an der Kirche, also in größtmöglicher Nähe zum Allerheiligsten, aufgeschichtet und bis zur endgültigen Zersetzung verwahrt. Den später auf der gegenüberliegenden Seite der Niederstraße gelegenen „Friedhof für die Fremden“<sup>78</sup> wird es noch nicht gegeben haben, denn sonst hätten die Beerdigungen der reformierten Gemeinde sicherlich dort statt gefunden.

Am 3. Januar 1590 berichtete der damalige Amtmann in Brüggem, Bertram von dem Bylandt, u.a. Folgendes: Eberhard von Ketzgen, gleichzeitig jülicher und kurkölnischer Geheimer Rat und Amtmann zu Bergheim, sei durch Heirat mit Anna Holthausen am 23. April 1584 in den Besitz von Haus Clee gekommen. Die adelige Familie Ketzgen neige generell den Reformierten zu. Daher stehe Eberhard Ketzgen im Verdacht, sowohl ein Freund der im Deutschen Reich verbotenen Calvinisten wie auch der Wiedertäufer zu sein. Weiter heißt es: „ ... Zu nicht geringer Verärgerung guter katholischer Gemüter verschaffe er auswärts verstorbenen Reformierten in Waldniel, obgleich er zu dieser Gemeinde gar nicht gehöre, ein Begräbnis nach ihrem Ritus.“<sup>79</sup>

Im Jahre 1614 verstarb der in Waldniel wohnhafte Calvinist Matthias Schatzbörner. Gemeinsam mit seiner Frau Trinchen, geborene „uff

---

<sup>78</sup> Visitata est ..., S. 41

<sup>79</sup> Deilmann, Haus Clee, S. 17 ff.

dem Schomm“, war er im Jahre 1611 oder 1612 mit rund einhundert Männern und Frauen zur evangelischen Lehre übergewechselt. Bei seiner Beerdigung am Nachmittag des 26. Juni 1614 kam es zu einem ernsthaften Zwischenfall. Die historischen Fakten dieser Beerdigung hat der ehemalige Pastor der evangelische Gemeinde Waldniel, Johannes Friedrich Wilhelm Mahler,<sup>80</sup> zu folgender Erzählung verarbeitet: „Im Leichenzug gingen die Witwe, der Prediger Hermann Rapp<sup>81</sup> und die, die sich zur reformierten Lehre hielten und den Mut hatten, dies auch öffentlich zu zeigen. Der Leichenzug ging ohne Kreuz, Fähnlein und Chorgesang, einfach ernst und stumm zum Friedhof. Hier muss gesagt werden, dass die Reformierte Kirche in Waldniel zu der Zeit noch keinen eigenen Friedhof hatte, sondern alle Verstorbenen auf dem Friedhof rund um die alte Kirche, die südwestlich neben dem Markt lag, beerdigt wurden. Auf einmal begannen die Glocken der Kirche zu läuten, der Kirche, die Matthias Schatzbörner und die anderen Reformierten verlassen hatten. Das Geläute war jedoch nicht langsam und feierlich klagend, sondern es wurde regelrecht Sturm geläutet, wie wenn der Feind vor den Toren stünde, um mit Mord und Brandschatzung einzudringen. Das Sturmläuten brachte das Volk schnell zusammen, die sich vor der Kirche sammelten und den Leichenzug am Friedhofstor empfingen. Denn der Leichnam eines Ketzers sollte nicht in geweihter Erde ruhen. Sie johlten, lärmten, piffen und versperrten drohend das Eingangstor. Und angesichts der geballten Fäuste und der erhobenen Steine, war zu befürchten, dass das Begräbnis in eine wüste Schlägerei ausarten würde. Doch auf gutes Zureden einiger besonnener „Altgläubiger“ gaben sie den Eingang frei. Die Glocken verstummten und auch das Geschrei, und Matthias Schatzbörner konnte in Würde auf dem Friedhof beigesetzt werden, auf dem schon seine Vorväter lagen und auf dem danach noch Anna

---

<sup>80</sup> Pastor in Waldniel von 1927 bis 1945

<sup>81</sup> Hermann Rapp war von 1612 bis 1618 als Prediger in Waldniel. (evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12, Bl. 7 ff.)

Ursula Rapp, die kleine Tochter des Predigers sowie einige andere Reformierte beigesezt wurden, ehe die kleine und arme reformierte Gemeinde einen eigenen Begräbnisplatz hatte.“<sup>82</sup>

Hier sei ein kleiner Abstecher gestattet zur Frage nach der Errichtung des ersten evangelischen Friedhofes. Ein genaues Datum ist auch hier nicht bekannt, so dass sich der Zeitpunkt der Entstehung nur indirekt ermitteln lässt. Der am Niederrhein geborene preußische Generalmajor von Spaen (1669-1745) hatte in allen Orten, die er im Laufe seines Lebens besucht hatte, Grabinschriften, Totenschilde und Ähnliches mit allen darauf verzeichneten Ahnenreihen aufgezeichnet. Die daraus entstandene umfangreiche Sammlung wird heute im Archiv des Hohen Rates vom Adel in Den Haag aufbewahrt. Von Spaen hat auch in Waldniel Aufzeichnungen gemacht, und zwar in der „Catholische Kerck“ und auch „op der Reformeerde Kerckhof“. Dort hat er eine Grabinschrift gefunden die lautete: „Hendrick von Ingenhoven ist in den heern entschlafen 1666 den 30 Januarii Sijn vrouw Anna Magdalena Borckholt.“<sup>83</sup> Das lässt darauf schließen, dass bereits 1666 Beerdigungen auf einem evangelischen Friedhof statt gefunden haben, vielleicht sogar noch früher. Ob es sich dabei bereits um den Friedhof am Häsenberg gehandelt hat, auf dem heute noch beerdigt wird, ist nicht ganz klar, denn von Spaen gibt keinerlei Hinweise auf die Lage des Friedhofes. Doch wenn man die damalige antiprottestantische Stimmung in der katholischen Bevölkerung von Waldniel berücksichtigt, so ist es durchaus vorstellbar, dass ein evangelischer Friedhof innerhalb der Wälle nicht geduldet wurde, und die reformierte Gemeinde ihre Toten außerhalb des befestigten Ortes bestatten musste.

Aber gehen wir von Hendrick von Ingenhoven wieder rund fünfzig Jahre zurück, denn etwa um 1615 ereignete sich ein äußerst

---

<sup>82</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A II 18, Blatt 45

<sup>83</sup> HB 1967, S. 62 f.

dramatischer Zwischenfall, der ein bezeichnendes Licht auf die damaligen Verhältnisse warf: Der evangelische Pastor Petrus Buschmann<sup>84</sup> von Brüggem erhielt eine Einladung von seinem früheren Studiengefährten, dem katholischen Pfarrer von Swalmen. Als Buschmann der Einladung folgte, traf er dort auch den Dechanten und Pfarrer von Waldniel, Johannes Budemius. Es entwickelte sich offenbar ein hitziges Gespräch über die unterschiedlichen Glaubensinhalte, das immer mehr eskalierte, denn plötzlich zog der Pastor von Swalmen einen Säbel und schlug seinen Jugendgefährten Buschmann damit nieder. Anschließend stürmte er aus dem Haus und floh. Buschmann erholt sich nur sehr schlecht von seiner Verwundung und konnte erst nach wochenlangem Krankenlager seinen Dienst wieder aufnehmen.<sup>85</sup>

Trotz der Verstärkung der hier liegenden Garnison war es den Spaniern 1620 gelungen, in Waldniel einzufallen und sich hier festzusetzen. Sie drangsalierten die Bevölkerung, insbesondere aber die Mitglieder der reformierten Gemeinde. Eine Aufzeichnung im evangelischen Pfarrarchiv Waldniel lässt uns den ganzen Wahnsinn religiöser Verblendung erkennen. Und mal wieder ging es um eine Totenbestattung: „1620 ward den Religions=Verwandten zu WaldNiel die Begräbniß auf dem Kirchhoff versperrt. Es haben auch etliche böse Buben daselbst einen todten Körper auß Haß der Religion, auß der Erden gegraben, und auf dem Markt an den Galgen aufhängen wöllen, und als solche Bübische unthaten durch guter Leuth Zwischensprache behindert, haben sie den todten Körper in den Stattgraben geworfen.“<sup>86</sup>

Die „bösen Buben“, die die Leiche eines verstorbenen Protestanten schänden wollten, sollen spanische Soldaten gewesen sein. Und

---

<sup>84</sup> Buschmann war später auch als Prediger für Waldniel zuständig.

<sup>85</sup> Röttgen, S. 382

<sup>86</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12 Blatt 6; Röttgen, S. 390



wenn hier von „guter Leuth Zwischensprache“ geschrieben wird, die das Schlimmste verhindern konnte, dann kann es sich nur um besonnene Katholiken gehandelt haben, denn auf wen sonst hätten die fanatischen Spanier gehört und den Leichnam „nur“ in den Wallgraben geworfen anstatt ihn auf dem Marktplatz aufzuhängen. Dieses Vorgehen der Spanier erinnert erschreckend an bestimmte Vorgehensweisen bei der Hexenverfolgung, als die Körper bereits begrabener ehemaliger „Hexen und Hexenmeister“ exhumiert und auf einem Scheiterhaufen dem „reinigenden Feuer“ übergeben wurden. Sie sollten keine Ruhe finden dürfen. Und es ehrt unsere Vorfahren, dass sie sich diesem üblen Vorhaben widersetzt haben. Wenngleich sicherlich nicht alle so dachten. Wir erinnern uns an den Witwer der an der Pest verstorbenen Nölchen Hompusch, der wieder zum katholischen Glauben zurückgekehrt war und am 17. Januar 1618 zur Freude der Katholiken das Prozessionskreuz nach Amern getragen hatte, was reichlich Stoff für Spott und zur Demütigung der evangelischen Mitbürger geboten hatte.

Seit 1621 war Caspar Rosa als Prediger der reformierten Gemeinde in Waldniel. Ihm haben die spanischen Besatzer ganz besonders zugesetzt, denn schließlich war er für sie der Repräsentant der „ketzerischen“ Gemeinde. Insbesondere ein Offizier, der im selben Hause Quartier bezogen hatte, in dem auch Rosa wohnte, hat ihm das Leben dermaßen zur Hölle gemacht, dass er den Namen „des Predigers Teufel“ verpasst bekam. In einem Bericht über die öffentliche Religionsausübung zu Waldniel von 1609 bis 1665 vom 12. Januar 1665 heißt es dazu: „Da jetzt gedachter Herr Casparus Rosa von den Spanischen Soldaten, die ihm dermaßen zugesetzt, das auch ein Offizier, der in seine Behausung gelegt worden, wegen gräulicher tributation und verfolgung den nahmen bekommen, das man ihn des predigers teuffel genannt...“<sup>87</sup> Schließlich wurde Caspar

---

<sup>87</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12, Bl. 7 ff

Rosa von den Spaniern „zum Fleck herausgejagt“<sup>88</sup>. Dennoch hat er „mit der predigt göttlichen worts immer fortgefahren, und nit allein in burgerlichen, sondern auch auf den Adelichen hausern zur Clee, auffm Hauß Bucholtz, auch zu Lütterforst in des Junckern Bucholtz behausung, dahin die Gemeinde sich verfüget, der Gottesdienst verrichtet worden.“<sup>89</sup>

1631 wurden etliche Waldnieler Reformierte, darunter auch Kinder, mit schweren Strafen belegt, weil sie sich von dem Prediger Johannes Sylvius<sup>90</sup> hatten taufen lassen oder weil sie bei ihm geheiratet hatten, oder auch nur, weil sie an einem Begräbnis teilgenommen hatten. Pferde, Kühe, Speck und andere Dinge, deren man habhaft werden kann, wurden ihnen abgepresst, und als sie sich weigerten, diese Strafen zu zahlen, wurden einige von ihnen in Brüggens ins Gefängnis gesperrt.<sup>91</sup> Im evangelischen Pfarrarchiv liest es sich wie folgt: „1631 sind etliche Reformierten Glaubensgenossen, welche sich bei der Reformierten Kirchengemeinde hatten... einsegnen lassen, jeder in die Brüchten<sup>92</sup> ... angeschlagen. Und auch die Kinder, von welchen sie auch Brüchten genohmen haben. Im selben Jahr 1631 als Heinrich Wademer begraben wardt, warden dieselbe, welche mit zum LeibBegräbniß waren: sind sey nach Bruggen citiert und haben Brüchten auch erlacht, als dieselbe sich geweigert die „Brüchten“ zu geben, haben sie dieselbe gefänglich gezogen und nach dato excutirt.“<sup>93</sup> Ein solch unerbittliches Vorgehen der herzoglichen Behörde brachte natürlich eine zusätzliche Unruhe in die reformierte Gemeinde und viele ihrer Mitglieder sollen sich daraufhin von ihrem neuen Glauben abgewendet haben und zur katholischen Kirche zurückgekehrt sein.

---

<sup>88</sup> Interessanterweise taucht in diesem Bericht von 1665 schon der Begriff „Fleck“ für Waldniel auf.

<sup>89</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12, Bl. 7 ff

<sup>90</sup> Johannes Sylvius war von 1629 bis 1636 Prediger in Waldniel.

<sup>91</sup> Röttgen, S. 394

<sup>92</sup> Strafen, Strafgeder

<sup>93</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12 Blatt 6

1644 wurde die katholische Pfarrkirche in Waldniel zum Mittelpunkt eines unschönen Streites mit der adeligen Familie von Bocholtz, deren Mitglieder überwiegend zum evangelischen Glauben übergetreten waren. Diese Adeligen waren Besitzer des sogenannten Brockhofes, eines im heutigen Kaiserpark gelegenen Rittersitzes, und besaßen eine Familiengruft in einer Grabkammer unter der Kirche. Als nun im Jahre 1644 einer der evangelischen Edelleute von Bocholtz verstarb, sollte auch er dort beerdigt werden. Doch das Erbbegräbnis in der katholischen Kirche wurde ihm verweigert und sein Leichnam soll aus der Kirche geschleift worden sein. Noch 20 Jahre vorher war eine Freifrau von Bocholtz öffentlich und feierlich in der Waldnieler Pfarrkirche begraben worden, obwohl auch sie reformierten Bekenntnisses war.<sup>94</sup> Das evangelische Pfarrarchiv berichtet über dieses Vorkommnis: „1644 ist zu Waldniel ein Edelman Bocholtz sein Erbbegräbniß in der Kirche verweigert, auß der Kirche geschleift.“<sup>95</sup> An anderer Stelle heißt es etwas diplomatischer: „1644 starb der protestantische Junker von Bocholtz zu Waldniel und musste, weil der Dechant<sup>96</sup> den Körper in das Familienbegräbnis der dasigen Kirche nicht beisetzen wollte, nach Schwanenberg<sup>97</sup> gebracht werden.“<sup>98</sup>

Auch aus dem Jahr 1657 ist uns noch ein Vorfall überliefert, den man heutzutage kaum noch nachvollziehen kann. Im Mai war der Protestant Johann Güen aus Waldniel in Rheindahlen. Als zum Mittag von der katholischen Kirche die Maiglocke geläutet wurde, hat er seinen Hut nicht abgezogen. Ob aus Vergesslichkeit oder bösem Willen, ist nicht bekannt. Jedenfalls wurde er für sein Tun mit

---

<sup>94</sup> Röttgen, S. 396

<sup>95</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12 Blatt 6; Röttgen, S. 396

<sup>96</sup> Johannes Budemius

<sup>97</sup> Schwanenberg gehört heute zu Erkelenz. Die dortige Pfarre war 1557 bis auf wenige Ausnahmen komplett zum evangelischen Glauben übergetreten.

<sup>98</sup> Fahne, Band II, S. 14

einem Gulden Strafe belegt. Das Archiv berichtet dazu: „1657 ist Johan Güen von Niel in die Brüchten geschlagen, darumb dass er zu Dahlen seinen Hut nit abgezogen, da die MittagsKlock geläutet ward.“<sup>99</sup>

Es waren also religiös sehr bewegte Zeiten, in denen der Gedanke zur Erbauung einer Kapelle bei Pastor Budemius heranreifte und schließlich in die Tat umgesetzt wurde. Und der letztgenannte Vorfall über den nicht abgenommenen Hut zeigt eigentlich mit am Deutlichsten, wie irrational vielfach gehandelt wurde. Auch muss man berücksichtigen, dass zu jener Zeit die evangelische Bevölkerung sogar verpflichtet war, bei der jährlichen Fronleichnamsprozession die Straßen und Häuser genau so zu schmücken, wie es ihre katholischen Nachbarn taten. Es waren Zeitumstände, in denen das Zusammenleben der Menschen in dem kleinen Ort Waldniel aufs Äußerste strapaziert wurde.

Auch der immer weiter um sich greifende Dreißigjährige Krieg (1618 - 1648), der parallel zu den Freiheitskämpfen der Niederlande lief, ging nicht spurlos an unserer Region vorüber, wenn auch hier die Auswirkungen dieses Krieges erst in den 1630er Jahren spüren waren.<sup>100</sup> Die Kriegsführung am Niederrhein, die nur wenige größere militärische Aktionen kannte, benützte die Region eher als Rückzugsgebiet und besonders als Winterquartier und Requirierungsraum für Geld und Naturalien. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich hier um einen Nebenkriegsschauplatz gehandelt hat,<sup>101</sup> der erst spät, dann aber umso heftiger in das Kriegsgeschehen einbezogen wurde.

---

<sup>99</sup> evgl. Kirchenarchiv Waldniel, A I 12 Blatt 6

<sup>100</sup> Ehrenpreis S. 11

<sup>101</sup> Ehrenpreis S. 23

Die in den Niederlanden agierenden spanischen Soldaten hatten bei einem ihrer Übergriffe auf das Herzogtum Jülich die Festung Jülich besetzt, von wo aus sie immer wieder Streifzüge durch unsere Region unternahmen. Im Juni 1633 suchten sie mehrmals das Amt Brüggem heim. Bei einem dieser Streifzüge ergriffen sie bei Waldniel zwei Breyeller Fuhrleute, die sich jedoch zur Wehr setzten und mit Hilfe der pfalzgräflichen Besatzung von Waldniel „den Spaniern Beine machten“.<sup>102</sup>

Aber nicht immer gingen die Heimsuchungen so glimpflich aus. Das Jahr 1635, das Jahr der Erbauung der Kapelle in Waldniel, brachte mit dem Einmarsch kroatischer Soldaten eine bis dahin selbst für die kriegserfahrene Bevölkerung des Niederrheins nicht gekannte Welle von Gewalttätigkeiten, Grausamkeiten und Zerstörungsgelüsten.<sup>103</sup> Unsere ganze Gegend wurde wieder von mehr oder weniger zuchtlosen Söldnerscharen überschwemmt und schrecklich heimgesucht, wobei besonders die Kroaten unter dem kaiserlichen Feldherrn Piccolomini auf das Schlimmste hausten. Es wurde geraubt, zerstört und zertreten und wer sich widersetzte, wurde niedergehauen. Frauen und Mädchen wurden geschändet und die Männer „in die Schornsteine gezogen und verbrannt.“ Obwohl sie eigentlich als Freunde gekommen waren, hausten sie wie Feinde, so dass man noch lange von dem „Kroatenjahr“ 1635 und seinen Schrecknissen erzählte.<sup>104</sup> Und zu allem Unglück zeigte sich dann noch der Winter 1635/1636 von seiner kältesten Seite.

In der zweiten Hälfte der 1630er Jahre setzte der sogenannte Hessenkrieg ein, als hessische Truppen in unsere Region eindrangen und wieder alle Schrecken des Krieges über die arg geschundene Bevölkerung brachten. Der um Neutralität bemühte Pfalzgraf

---

<sup>102</sup> Funken, Breyell..., S. 379

<sup>103</sup> Jansen J. in HB 1952, S. 35

<sup>104</sup> Lohmann, S. 137

Wolfgang Wilhelm schrieb damals der hessischen Landgräfin Amalie Elisabeth, dass durch das Verhalten ihrer Truppen nun die Einwohner „nit sicherlich in ihren heusern aufhalten können, sundern<sup>105</sup> dem durchreisende kriegsvolk, auch vor widerstreitender Parthey, und so gar von dem herrenlos gesindlein, bey tag und nachtzeiten können überfallen, ausgeplündert und umb allen ihren vorrath an hab und guet und vermögen, ja des leibs und lebens gebracht werden.“<sup>106</sup> Man war also nirgendwo mehr sicher. Mittlerweile hatten sich nämlich neben den Söldnerheeren immer mehr marodierende Banden ehemaliger Soldaten und entwurzelter Bauern gebildet, die auf eigene Faust raubten und mordeten und die Bewohner in Angst und Schrecken versetzten. In kleinen, mobilen Trupps streiften sie durch die Region, überfielen Gehöfte, Dörfer und Städte, um dort zu brandschatzen, zu plündern und einfach zu zerstören.<sup>107</sup> Insbesondere die im freien Felde liegenden Einzelgehöfte waren regelmäßig Ziele ihrer Gewalttaten.

Neben Pest, niederländischem Befreiungskampf, religiösem Unfrieden und dreißigjährigem Krieg gab es aber noch weitere beängstigende Faktoren. Zu diesen gehörten in jener Zeit im Rheinland und in Westfalen auch die Hexenverfolgungen, die in den späteren Kriegsjahren des dreißigjährigen Krieges ihren Höhepunkt erlebten.<sup>108</sup> Hervor gegangen war die Hexenverfolgung aus der Verfolgung der Katharer, der „Reinen“, aus deren Bezeichnung sich das Wort Ketzler entwickelte. Die Katharer waren nach Umfang und politischem Einfluss die bedeutendste religiöse Bewegung des Mittelalters. Von den Zeitgenossen auch Albigenser (in Frankreich), Patarener (in Italien) und Manichäer genannt, wurden sie erstmals 1143 im Rheinland aktiv. Ihr Hauptverbreitungsgebiet im 12. und 13.

---

<sup>105</sup> wegen

<sup>106</sup> Ehrenpreis S. 86 f

<sup>107</sup> Ehrenpreis S. 195

<sup>108</sup> Ehrenpreis S. 91

Jahrhundert blieb vor allem Südfrankreich und Oberitalien, wo sie jedoch gnadenlos verfolgt und kriegerisch bekämpft wurden.

Im Spätmittelalter war es zu einer verhängnisvollen Synthese zwischen kirchlicher und weltlicher Kriminalisierung gekommen, die darin gipfelte, dass Hexerei und Zauberei identisch sei mit Ketzerei, d.h. der Verleugnung der christlichen Lehre Gottes.<sup>109</sup> Das Schema war recht einfach und wurde auch als politisches Instrument benutzt: Eine junge Frau vom Lande erregt Aufsehen, wird der Hexerei beschuldigt und landet auf dem Scheiterhaufen. Das bekannteste Beispiel ist Johanna von Orleans, die zunächst half, die englischen Besatzer zu bekämpfen und Karl VII. zur Königskrönung in Reims verhalf, dann der Hexerei beschuldigt wurde und in Rouen den Flammentod starb.

Zum Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich folgendes Hexenbild entwickelt: Die Hexe, die einem Teufelskult anhängt, ist auf dem Hexensabbat der Macht Satans ganz unterworfen: sie begeht rituellen Kindermord und feiert sodomitische Orgien. Aus Neid und Rache schädigt sie das Vieh, verdirbt die Ernte oder tötet Menschen.<sup>110</sup> Die Menschen jener Zeit spürten natürlich eine ständige Bedrohung ihres Lebens, und häufige Missernten, Seuchen und Kriegsgräueltaten steigerten dieses Gefühl noch. Angst vor Teufelswerk, vor Dämonen und Hexen ließ die Leute zudem um ihr Seelenheil fürchten. Und die Dominikaner, denen 1232 die Aufgabe der kirchlichen Inquisitionsbehörde von Papst Gregor IX. übertragen war, handelten sich nicht ohne Grund den vorwurfsvollen Spitznamen „Domini canes = die Hunde des Herrn“ ein.

Um 1590 gab es in Deutschland eine erste große Welle der Hexenprozesse. Sie hatte etwa 1560 begonnen und dauerte bis

---

<sup>109</sup> Hexenverfolgung, S. 6

<sup>110</sup> Hexenverfolgung, S. 21

etwa 1680. Anfang des 16. Jahrhunderts hatte es zwar noch Hexenprozesse u.a. in Krickenbeck und Gladbach gegeben,<sup>111</sup> doch im Allgemeinen war im Herzogtum Jülich die Haltung eher gegen Hexenprozesse.<sup>112</sup> Sie hielten sich mehr an die aufgeklärten und christlich-humanistischen Gedanken des Erasmus von Rotterdam. Die Dynastie der jülicher Herzöge starb jedoch 1609 aus und das Land wurde zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg geteilt. Pfalz-Neuburg erhielt die Herzogtümer Jülich und Berg, Brandenburg das Herzogtum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg. Somit gehörte das Herzogtum Kleve zur relativ gemäßigten Zone bei der Hexenverfolgung, denn die protestantischen Brandenburger hatten wenig Interesse, die religiösen Eiferer bei ihrem Tun zu unterstützen. Auch im Jülicher Land blieb es weitestgehend bei der bisherigen Haltung. Jedoch im benachbarten Kurfürstentum Köln, das wie ein Keil zwischen Jülich und Berg lag, setzte trotz aufgeklärter und liberaler Vorkämpfer wie Friedrich Spee von Langenberg eine ganz ungewöhnliche Verfolgungsintensität ein. Der Kurfürst ließ ab 1627 in den Landesteilen, in denen er auch die weltliche Macht ausübte, ein Ausrottungsprogramm betreiben, das die restlose Vernichtung der Hexen zum Ziel hatte.<sup>113</sup> Er sah auch darin einen Weg zur Wiederherstellung der alten kirchlichen Ordnung. Und allein in die Amtszeit des Kölner Kurfürsten Ferdinand (1612-1650) fielen rund tausend Hinrichtungen unschuldiger Frauen.<sup>114</sup> Und die Kunde von diesen Verfolgungen wird auch nach Waldniel gedrungen sein, denn schließlich bildete die Niers die Grenze zum Kurfürstentum Köln, und Kempen und Oedt als nahe Nachbarorte gehörten dahin. Und diese Kunde wird die Menschen in Waldniel zusätzlich verunsichert haben, denn wenn auch im Herzogtum Jülich noch eine gemäßigte Haltung vorherrschte, so konnte sich diese doch schnell ändern. Schließlich war der Kölner Kurfürst Ferdinand auch gleichzeitig der

---

<sup>111</sup> Norrenberg, Dekanat M. Gladbach, S. 147 f.

<sup>112</sup> Hexenverfolgung, S. 49

<sup>113</sup> Hexenverfolgung, S. 46

<sup>114</sup> Hexenverfolgung am Niederrhein, S. 7



Bischof von Lüttich. Und wie schnell konnte man dann selbst Opfer leichtfertiger oder bewusster Verleumdungen und damit zum Folteropfer einer inquisitorischen Untersuchung werden? Entsprechende Beispiele wurden schließlich allenthalben von Dorf zu Dorf verbreitet.

Lässt man alle diese verschiedenen Faktoren auf sich einwirken, muss man zusammenfassend feststellen, dass es eine äußerst nervöse Zeit war. Eine Zeit, die die Menschen unter ständiger Hochspannung hielt und die an Grausamkeiten nicht zu überbietend war, durchzogen von Aufständen, Seuchen und der Furcht vor Kometen, die den gesamten Erdkreis in aschfahles Land verwandeln würden. Es war eine Zeit, die man für das Ende aller Tage hielt und in der das Erscheinen des Jüngsten Gerichts allerorten erwartet wurde. Und in genau dieser Zeit gab es auch immer wieder Momente tiefer Religiosität, die von einem festen Vertrauen auf Gottes Hilfe geprägt waren.



## Gott als letzte Hoffnung

In derartigen Zeiten andauernder existenzieller Bedrohung bedurften die Menschen eines Ventils, um ihre Not und ihr Elend in die Welt hinauszuschreien. Viele taten das durch eine wilde, hemmungslose Lebengier, ein orgiastisches Drauflosleben, um wenigstens noch einmal die Freude am Leben auskosten zu können. Doch hatte das meist einen schalen Beigeschmack. Andere, die in all diesen äußeren Bedrohungen eine gerechte Strafe Gottes für die vielen Sünden auf Erden sahen, besannen sich auf ihre religiöse Wurzeln und suchten Hilfe und Trost in Gebeten, Wallfahrten und der Anrufung der Heiligen. In den Kirchen wurden Bilder von Heiligen aufgestellt, die bei Notlagen und Krankheiten helfen und als Vermittler der Menschen vor Gottes Angesicht treten sollten. Dabei entwickelten sich nach und nach bestimmte Heilige zu sogenannten Pestheiligen, die einen besonderen Schutz vor dieser Seuche bieten sollten. Über fünfzig solcher Pestheiliger wurden gezählt, unter anderen auch der heilige Antonius, zu dem die Waldnieler jedes Jahr eine Prozession nach Amern machten. Antonius der Große ist einer der vier heiligen Marschälle neben dem heiligen Hubertus, dem Bischof von Lüttich, Papst Cornelius und Quirinus von Neuß. Wie die Marschälle an Fürstenhöfen, empfand man sie als Gott besonders nahe stehende, himmlische Sachwalter, die deshalb für Fürbitten als besonders hilfreich angesehen wurden. Sie gelten als Ergänzung der 14 Nothelfer und wurden in persönlichen Nöten angerufen, speziell auch bei pestartigen Seuchen.

Ursprünglich waren die Waldnieler Prozessionen nach Amern sicherlich dazu bestimmt, den Heiligen Antonius um Schutz für das Vieh anzuflehen. Doch zur Zeit der Pestgefahren dürften andere Bitten vorrangig gewesen sein, und wir erinnern uns wieder an eine dieser Prozessionen, als der Witwer der an der Pest verstorbenen Nölchen Hompusch das Kreuz getragen hatte.

Eine herausgehobene Verehrung als Pestheilige wurde dem heiligen Sebastian und später dem heiligen Rochus zuteil.

Sebastian soll zur Zeit der Christenverfolgung Hauptmann der Prätorianergarde am Hof des römischen Kaisers Diokletian (284-305) gewesen sein, der dort aber ungeachtet des Verbots seinen christlichen Glauben weiter bekannt und viele zum Christentum bekehrt habe. Seine Stellung erlaubte ihm, seinen christlichen Glaubensgenossen in den Gefängnissen Roms beizustehen, ihnen Mut zuzusprechen und immer weitere Römer zu bekehren. Als er von Sebastians Glauben erfuhr, ließ der römische Kaiser Diokletian ihn der Legende nach an einen Baum binden und von numidischen Bogenschützen erschießen. Er wurde jedoch von den Pfeilen nicht getötet. Die Witwe des Märtyrers Castulus namens Irene nahm sich seiner an und pflegte seine Wunden. Als er sich wieder erholt hatte, trat er dem erstaunten Kaiser öffentlich entgegen, um ihm die Sinnlosigkeit seiner grausamen Verfolgungen vorzuhalten. Diokletian ließ ihn daraufhin im Circus von Rom zu Tode peitschen und die Leiche in die Cloaca maxima, die große Kloake, werfen.

Er gilt als Patron der Jäger, der Schützen, der Sterbenden und als Helfer gegen Seuchen und Pest. Es hieß: Schnell wie ein Pfeil kommt die Pest, und Pfeile hatten dem Heiligen nichts anhaben können. In Rom soll im Jahre 680 eine Pestepidemie erloschen sein, nachdem man seine Reliquien durch die Straßen getragen hatte.

Rochus hatte es zunächst schwer, sich gegen die beiden bekannten und populären Pestheiligen Antonius und Sebastian durchzusetzen. Nach der Legende soll er um 1295 in Montpellier geboren worden sein. Schon früh habe er seine Eltern verloren. Er schenkte sein Vermögen den Armen, trat in den Dritten Orden der Franziskaner ein und begab sich 1317 auf Pilgerfahrt nach Rom; unterwegs half er vor

allem in der Lombardei bei der Pflege von Pestkranken. Dabei zeigte sich seine Gabe, Pestkranke allein durch das Kreuzzeichen wundersam zu heilen. In Rom heilte er später wieder viele Menschen, darunter einen Kardinal, dennoch blieb er arm und ohne Ansehen. Auf der Rückreise in seine Heimat erkrankte er in Piacenza selbst an der Pest. Da er im Spital wegen seiner Armut nicht geduldet wurde, zog er sich in eine Hütte des nahen Waldes zurück. Da erschien ein Engel zu seiner Pflege, und der Hund eines benachbarten Edelmannes brachte ihm Brot, bis er seine Heimreise fortsetzen konnte. In seiner Heimatstadt Montpellier wurde Rochus für einen Spion gehalten und ins Gefängnis geworfen. Demütig wie immer, verschwieg er seine wahre Identität und verharrte fünf Jahre im Kerker, wo er am 16. August 1327 starb. Erst dann wurde er an einem kreuzförmigen Muttermal auf seiner Brust erkannt, das seit seiner Geburt immer größer und schöner geworden war. Ein Teil seiner Gebeine wurde 1415 nach Venedig übertragen, wo man für ihn 1485 die Kirche San Rocco erbaute.

Als im Jahre 1414 im Konzilsort Konstanz die Pest ausbrach, veranstaltete man dort zu Ehren des hl. Rochus Prozessionen und bald darauf verschwand die schreckliche Krankheit. Daraufhin billigte das Konzil von Konstanz (1414-1418) seinen Kult und in der Folge entstanden ihm zu Ehren viele Wallfahrtskirchen, Spitäler und Bruderschaften, die Pestkranke pflegten und Gefangene loskauften. Seit dieser Zeit wird er als Heiliger verehrt. Zum Ende des 15. Jahrhunderts wurde er sogar zu einem der am meisten verehrten volkstümlichen Heiligen. Er wird auch heute noch oft als Nothelfer angerufen, obwohl er nicht zu den klassischen 14 Nothelfern gehört. Er gilt als Schutzpatron gegen Pest, Cholera und Seuchen. Mit dem Öl aus den Lampen, die vor seinem Bilde brannten, salbte man die Beulen und Geschwüre der an Pest Erkrankten. Bittprozessionen trugen seine Reliquien durch die verseuchten Gassen, und fast immer ereignete sich dann nach der Legende das Wunder, dass vom selben

Tag an niemand mehr den Pesttod starb. Anfang des 20. Jahrhunderts jedoch verschwand der hl. Rochus aus dem kirchlichen Kalender. Wohl blieb sein Fest noch erhalten in den Kirchen und Kapellen, die ihm geweiht waren, denn Papst Urban VIII hatte zugestanden, dass dort an seinem Festtag eine Festmesse zu seinen Ehren gehalten werden durfte.

In jener Zeit der beängstigenden Lebensumstände brauchten die Menschen also einen rettenden Anker, einen festen Halt, etwas, woran sie sich klammern und ihre letzte Hoffnung festmachen konnten. Und da alles menschliche Tun die Zeitumstände nicht bessern konnte, sondern viele Gefahren gerade von Menschen heraufbeschworen wurden, besann man sich vielerorts wieder auf das, was die Menschen in Not- und Krisenzeiten auch heute noch tun: sie wandten sich betend und flehend an Gott.

Die bedrückenden Geisslerzüge der früheren Jahrhunderte, die die Stimmung der Menschen nur noch mehr verdüstert hatten, blieben verboten. Stattdessen riefen Landesherren, Bischöfe, Stadtväter und Priester die Gläubigen zu Fast- und Bettagen sowie zur Durchführung von Prozessionen und Wallfahrten auf. Vieles taten die Menschen auch ohne diese Aufforderungen, aus tiefster Verzweiflung und Herzensnot, und aus allen Teilen Deutschlands sind zahlreiche Beispiele für den erstarkenden Volksglauben überliefert.

Das berühmteste Beispiel hierfür sind die Passionsspiele in Oberammergau. Auch hier stand am Anfang ein Gelübde, ein Versprechen an Gott. 1632 hatte die Pest in Oberammergau Einzug gehalten und 1633 hatte fast jede zweite Familie einen oder mehrere Tote zu beklagen. Auf dem Beinhof gelobten Pestkranke in ihrer Not, in jedem zehnten Jahr das Leiden und Sterben des Herrn

aufzuführen. 1634 war die erste Aufführung, und von da an ging es ohne Unterbrechung bis heute.

Hierzulande wurde im Jahre 1634 St. Tönis von Pilgern aus der gesamten Umgebung regelrecht überflutet, die mit Opfergaben und Gelübden durch den heiligen Antonius Gott versöhnen und Befreiung von ihrem Elend erleben wollten.<sup>115</sup> In diesem Jahr hatten u.a. die Stadtväter von Neuss ihre Bürger aufgerufen, dreimal jeweils an einem Mittwoch zum heiligen Antonius nach St. Tönis zu pilgern.

Von Kempen aus führte im Juli 1636 eine zahlreiche Prozession zum heiligen Sebastian nach Wachtendonk, bei der eine über dreißig Pfund schwere Kerze geopfert wurde.<sup>116</sup>

Ebenfalls 1636 führten große Bittwallfahrten von Xanten zu dem nahe gelegenen Marienwallfahrtsort Marienbaum. Auch viele Gläubige der umliegenden Städte und Dörfer pilgerten dorthin.<sup>117</sup> Und nach einer solchen Wallfahrt nach Marienbaum erlosch die Pest in Kalkar und weiteren Orten.

Auch in Waldniel gab es ein Erstarren der Volksfrömmigkeit. So sind im Prozessionsverzeichnis der St. Matthias Abtei in Trier für das Jahre 1645 bereits 45 Pilger aus Waldniel eingetragen. Unsere St. Matthiasbruderschaft verzeichnet dort ihre erste urkundliche Erwähnung im Jahr 1648.<sup>118</sup> Und auch wenn es keine Unterlagen darüber gibt, kann man wohl davon ausgehen, dass in jenen Jahren auch weiterhin Prozessionen zum heiligen Antonius nach Amern geführt haben, und sicherlich nicht nur am 17. Januar, dem Antoniustag.

---

<sup>115</sup> Schroeren in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 164

<sup>116</sup> Schroeren in „... was bereits hundert Tonnen...“, S. 165

<sup>117</sup> Böcking, Xantener Chronik, S. 63

<sup>118</sup> 350 Jahre St. Matthias Bruderschaft Waldniel, S. 17

Ebenfalls in diese Zeit fiel die Gründung vieler Bruderschaften, insbesondere Sebastianusbruderschaften, oft auf Geheiß der Bischöfe. Auch war dies eine Zeit der Errichtung von Pestkreuzen, Heiligenhäuschen, Fußfällen und Kapellen.

Pestkreuze wurden meist über oder an Pestgräbern errichtet. Die Pesttoten waren zwar meist rasch außerhalb der Gemeinde verscharrt worden, doch sollte wenigstens ein Kreuz als Zeichen der Hoffnung an sie erinnern.<sup>119</sup> Während in der Franzosenzeit (1794-1814) dann viele dieser Kreuze an öffentlichen Wegen entfernt werden mussten,<sup>120</sup> blieben die meisten Kapellen und Heiligenhäuschen erhalten, teilweise sogar bis heute.

Im Sassenfeld in Lobberich wurde dem heiligen Rochus eine Pestkapelle errichtet.<sup>121</sup> In Brüggem gibt es eine Rochuskapelle seit 1696.<sup>122</sup>

Das Heiligenhäuschen an Genhahn, das Wahrzeichen der Rennepersstraße, soll nach schwerer Pest als Rochuskapelle zu Beginn des 17. Jahrhunderts errichtet worden sein.<sup>123</sup>

In diese Zeit gehört auch die Erbauung der ersten Wallfahrtskapelle in Kevelaer. In der Zeit um Weihnachten 1641 hatte der Handelsmann Hendrick Busmann dreimal den geheimnisvollen Anruf gehört: „An dieser Stelle sollst du eine Kapelle bauen“. Monate später, in der Nacht zu Pfingsten 1642, hatte seine Frau Mechel eine Erscheinung: Sie sah ein großes glänzendes Licht mit einem Heiligenhäuschen – und in diesem ein papierenes Bildchen „Unserer Lieben Frau von Luxemburg“. Daraufhin bauten die beiden

---

<sup>119</sup> Gust, S. 43

<sup>120</sup> Gust, S. 72

<sup>121</sup> HB 1955 S. 52 f.

<sup>122</sup> Gust, S. 29 f.

<sup>123</sup> Festschrift der St. Mauritius Schützenbruderschaft, S. 33



mit ihren bescheidenen Mitteln ein einfaches Heiligenhäuschen, den Vorläufer der heutigen Gnadenkapelle, in das am 1. Juni 1642 das Gnadenbild eingesetzt wurde, das heute noch verehrt wird. Die erste bekannte Wallfahrt nach Kevelaer führte 1643 von der Stadt Rees aus.

Wegen zahlreicher Wunder wurden die Wallfahrten immer umfangreicher, so dass 1654 aus den vielen Opfergaben die heute noch vorhandene sechseckige Gnadenkapelle gebaut werden konnte.<sup>124</sup>

In der Waldnieler Pfarre war zu jener Zeit Johannes Budemius als Pfarrer tätig. Er hatte 1604 sein Amt angetreten und blieb bis 1661 Pastor von Waldniel.<sup>125</sup> Er legte ab 1613 die ersten Kirchenbücher über Taufen, Hochzeiten und teilweise über Begräbnisse in Waldniel an. Am 18. Januar 1617 wurde er zum Dechant des Landdekanates Wassenberg gewählt.<sup>126</sup> Als der religiös schwankende jülicher Hof zwangsweise das Luthertum einführen wollte, soll Budemius furchtlos hiergegen gewettert haben, worauf er gefangen genommen und in Rheinberg inhaftiert worden sein soll. Am 4. Oktober 1649 begründete er eine umfangreiche Stiftung für die in seiner Amtszeit erbaute Kapelle an der Dülkener Straße. Er starb am 13. April 1661.

---

<sup>124</sup> Zwei Jahrtausende..., S. 399

<sup>125</sup> In einem Brief vom 25. Januar 1648 an den „Durchlächtigsten Fürst, gnedigsten Herrn“ schreibt Budemius: „...weile (ich) den Pastortum zu Waldniel A° 1604 angetreten, und nun um die 44 Jahr administrirt,...“. Der Brief ist im HStA Düsseldorf unter „Jülich-Berg, 4141, B1 5 V-R“ archiviert.

<sup>126</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, Vicariat général, reg. F.VI. 14

Johannes Budemius schaffte es, trotz aller materiellen Not, seine Pfarrkinder für den Bau einer Kapelle in den weiten Feldern vor den Toren Waldniels zu begeistern. Sie sollte „Gott und dem Erlöser Jesus Christus und seinem heiligen Sebastianus“ zur Ehre gereichen. Die eigentlichen Beweggründe für den Bau der Kapelle bleiben jedoch immer noch unklar. Ob dieser Bau nun wegen der Pest, oder als eindeutiges, streng katholisches Zeichen im Sinne der Gegenreformation, oder wegen der allgemeinen, schon lange andauernden bedrückenden Lebensumstände mit Krieg, Gewalt und Verfolgung errichtet wurde, lässt sich heute nicht mehr genau klären.

Aber aus der Tatsache, dass die Kapelle ursprünglich auch dem heiligen Sebastian geweiht war, lässt sich schließen, dass hier nicht irgendeine Feldkapelle gebaut worden war, sondern dass mit dem Bau dieser Kapelle schon ein besonderes Schutzanliegen verbunden war. Nach der Sage sollte die Pest ja von Dülken gekommen sein, was sich aus den Handelsrouten entlang des Rheins erklären lässt. Und vielleicht sollte die Kapelle im Feld vor Waldniel ja ein letztes Bollwerk gegen die von Dülken kommende Pest sein. Vielleicht sollte sie aber auch den heiligen Sebastian bitten, den Menschen aus allen Bedrängnissen jener Zeit zu helfen, denn davon gab es ja genug, mehr als nur die Gefahr der Pest.



# Die Kapelle

Noch im Jahre 1532 hatte der Herzog von Jülich darauf hingewiesen, dass ohne sein Wissen und seine Genehmigung keine Kapellen errichtet werden dürfen.<sup>127</sup> Denn einerseits mussten auch solch kleinere Gotteshäuser unterhalten werden und zum anderen bestand für ihn immer die Gefahr, dass derartige Kapellen mit besonderen Stiftungen ausgestattet wurden, die dann wiederum seine Einkünfte schmälerten. Außerdem versuchten gerade zu jener Zeit die weltlichen Herrscher immer stärker, sich von der alles überragenden Macht der Kirche zu befreien und umgekehrt selbst Macht und Einfluss auf kirchliche Dinge zu bekommen. Daher wurden im 16. Jahrhundert Visitationen der einzelnen Pfarren durch den Herzog angeordnet, die ihm unter anderem ein genaues Bild über den Zustand und die Einkünfte der Pfarren geben sollten. Auch mussten die herzoglichen Räte alle Verpflichtungen sowie die einzelnen Gebäude melden und „ob auch einige capellen...ausserhalb den stedten, dorferen und flecken, ihm feld oder sunst auf den heuseren vorhanden gewest und noch“ seien.<sup>128</sup> Und so wird dann im Bericht der herzoglichen Räte über die Visitation unserer Pfarre im Jahre 1589 ausdrücklich festgestellt: „Keine Kapellen.“<sup>129</sup>

Und obwohl das Verbot der Errichtung von Kapellen ohne obrigkeitliche Genehmigung nicht aufgehoben war, setzte Pfarrer Budemius sich darüber hinweg und ließ in den Feldern etwa 200 m vor dem Nordeingang des Ortes, und zwar an der jetzigen Einmündung der Rochusstraße in die Dülkener Straße, eine Kapelle errichten. Schon zur Zeit der Erbauung der Kapelle war hier eine wichtige Wegegabelung, denn hier zweigte der Weg nach Stöcken von dem Dülkener Weg ab. Der Stöckener Weg war zu jener Zeit der

---

<sup>127</sup> Redlich, a.a.O., S. 6; Schroers, „Visitata est...“, S. 17

<sup>128</sup> Redlich, a.a.O., S. 18

<sup>129</sup> Redlich, a.a.O., S. 190

wichtigste Weg für die Bewohner von Birgen und Stöcken, um nach Waldniel und zur Kirche zu gelangen. Auch bestätigt die Lage der neuen Kapelle den Brauch der früheren Jahrhunderte, Kapellen, Wegekreuz oder Heiligenhäuschen vornehmlich an Wegekreuzungen zu errichten. Dadurch wurden sie zu markanten Punkten im Gelände und zu Orientierungszeichen bei Wegebeschreibungen. Auf der Karte, die französische Ingenieurgeographen unter Oberst Tranchot in den Jahren 1803-1813 und preußischen Offiziere unter Generalmajor Frhr. v. Müffling 1816-1820 aufgenommen haben, ist die Kapelle an der Dülkener Straße deutlich sichtbar eingezeichnet und als „Sebastians Kreuz“ benannt.

Die 1635 errichtete Kapelle war ein schlichter, kleiner Backsteinbau mit dreiseitigem Chorabschluss und kleinem hölzernen Dachreiter. Die lichte Länge betrug 8,15 m, die lichte Weite 4,60 m.<sup>130</sup>

Über dem Portal befand sich zuletzt eine Inschrifttafel, die die Zeit der Erbauung angab: „ANNO 1635 DEO AC SALVATORI JESU CHRISTI EIUSQUE SANCTO SEBASTIANO IN HONOREM PER R. D. BUDEMIUM DECANUM ET PASTOREM LOCI SACELLUM HOC EX PIORUM CATHOLICORUM OBLATIS ERECTUM EST.“ „Im Jahre 1635 ist diese Kapelle Gott und dem Erlöser Jesus Christus und seinem Heiligen Sebastianus zu Ehren durch den ehrwürdigen Herrn Budemius, Dechant und Pastor des Ortes, aus den Mitteln frommer Katholiken erbaut worden.“ Darunter stand „RENOV. ANNO 1856“, „Wiederhergestellt im Jahre 1856“, was darauf hindeutet, dass diese Tafel wohl erst mit der Renovierung der Kapelle eingesetzt worden ist.

Die Kapelle, die im Volksmund früher Aat Keävele = Alt Kevelaer genannt worden sein soll, war also ursprünglich dem Heiligen Sebastian geweiht, und nicht dem Heiligen Rochus. Im Taufregister

---

<sup>130</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485

der Pfarre ist in den Jahren 1634/1635 der Name Rochus ebenso nicht genannt wie der Name Sebastian, denn eine Häufung der entsprechenden Namensgebung hätte auf eine besondere Verehrung des betreffenden Heiligen speziell hier vor Ort hingewiesen. Auch sonst ist bisher kein besonderer Hinweis auf den Bau der Kapelle in den kirchlichen Unterlagen zu finden, so dass mit ihr wohl tatsächlich der heilige Sebastian als Helfer angerufen werden sollte. Und interessanterweise wird die Kapelle in einem Visitationsbericht über unsere Pfarre vom 7. November 1647 noch nicht erwähnt.<sup>131</sup> Vermutlich war sie der bischöflichen Behörde da noch gar nicht bekannt; zwölf Jahre nach der Errichtung.

Gut vierzehn Jahre vergehen nach dem Bau, bis wir wieder neue Nachrichten von der Kapelle erhalten. In der Zwischenzeit wird sie manchen Gottesdienst erlebt haben und sicherlich auch manchen Frevel seitens durchziehender Räuber- und Soldatenbanden, denn ihre einsame Lage mitten im freien Feld dürfte bestimmte Plagegeister regelrecht angezogen haben. Das Jahr 1649 wurde dann aber zu einem erfreulichen und folgenträchtigen Jahr für die Kapelle. Pastor Budemius hatte eine für damalige Zeiten umfangreiche Erbschaft gemacht und gedachte nun, das Ererbte und wohl auch einiges Gesparte sicher, zum Ruhme Gottes und zum Nutzen seiner Familie anzulegen. Folglich begründete er mit Teilen seines Vermögens eine Stiftung zu Gunsten der Kapelle.

Zu jener Zeit wurde der Lebensunterhalt der Geistlichen noch aus den Benefizien bestritten, die den einzelnen Altären zugeordnet waren. Diese Benefizien waren fromme Schenkungen und Stiftungen von Land oder Kapital, deren Ertrag den Unterhalt der Geistlichen sicherstellen sollte. So erhielt der Pfarrer von Waldniel u.a. den kleinen Zehnten von Flachs und hatte zudem 30 Morgen Ackerland und einen Garten neben dem Pfarrhaus zur eigenen Versorgung. Im

---

<sup>131</sup> Diözesanarchiv Aachen, Pfarrarchiv Waldniel, 741-24.

Jahre 1712 war der kleine Zehnte 50 Goldgulden wert, zwischen 1661 und 1700 waren es dagegen noch 70 Reichstaler gewesen.<sup>132</sup> Von den zu Waldniel gehörenden Ländereien rings um den befestigten Ort erhielt der Pfarrer den Zehnten, was etwa 14 Malter an Feldfrüchten ausmachte.<sup>133</sup> Auch erhielt er von dem Kapitel in Jülich, dem der große Zehnte zustand, 18 Paar<sup>134</sup>. Ein Paar bestand aus 1 ¼ Malter Roggen und 1 ½ Malter Hafer. Zudem standen dem Pfarrer noch die so genannten Stolgebühren zu. Diese erhielt ein Priester von allen oder einzelnen Handlungen, bei denen er eine Stola tragen musste, z.B. Taufen, Trauungen, Beerdigungen usw. Der Waldnieler Pfarrer bekam diese Stolgebühren jedoch nur für Trauungen.<sup>135</sup> Alles in allem dürfte Pastor Budemius mit seinen zusätzlichen Einkünften als Landdechant über ein recht ansehnliches Einkommen verfügt haben, so dass das Kapitel in Jülich laut einem Visitationsbericht aus der Zeit zwischen 1653 und 1661 sogar überlegte, ihm etwas von seinem Unterhalt abzuziehen.<sup>136</sup> Voraussetzung war aber immer, dass bei den oben dargestellten widrigen Zeiten die Einnahmen auch tatsächlich alle flossen.

In alten Unterlagen, die kürzlich auf dem Dachboden des Pfarramtes unter vielen anderen Dingen wiedergefunden worden sind, befindet sich eine Abschrift der von Budemius in lateinischer Sprache verfassten Urkunde vom 4. Oktober 1649 über die Begründung seiner Stiftung für die Kapelle.<sup>137</sup> Darin hat Budemius genauestens festgelegt, welche Verpflichtungen derjenige zu erfüllen hat, der in den Genuss der Stiftungserträge kommt. Auch hat er sich und seinen Nachkommen das sogenannte Präsentationsrecht des Rektors vorbehalten und auch gleich einen ersten Rektor benannt, nämlich

---

<sup>132</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, F I, 40 und HStAD, Jülich-Berg II, 237 Bl. 43

<sup>133</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, F I, 40

<sup>134</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, F I, 37

<sup>135</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, F I, 40

<sup>136</sup> Visitata est . . ., S. 21

<sup>137</sup> Alte Unterlagen aus dem Pfarramt

seinen Vetter Hubertus Wynthausen, der in Köln Philosophie studierte. Einem Rektor wird die Sorge für eine Kirche oder Kapelle anvertraut, die weder Pfarrkirche noch Kapitelkirche ist. Meist handelte es sich um kleinere Kapellen. Aber auch einzelne Altäre konnten an einen Rektor übertragen werden. Er hatte dann die Verantwortung für die dort abgehaltenen Gottesdienste, musste aber auch für die Instandsetzung, Sauberkeit und Würde des Gebäudes sorgen. Das Präsentationsrecht war die Befugnis, bei Vakanzeintritt einen geeigneten und würdigen Nachfolger mit dem erzwingbaren Anspruch auf Amtsübertragung vorzuschlagen.<sup>138</sup> In der Urkunde vom 4. Oktober 1649 heißt es u.a.:

„Im Namen der heiligsten und einzigartigsten Dreifaltigkeit, des VATERS, und des SOHNES und des heiligen GEISTES, Amen. Johannes Budemius, Dechant des Dekanates Wassenberg und Pastor in Waltniel...

Weil ich gerne den Gottesdienst fördern und für mein ewiges Heil sorgen wollte, habe ich im Jahre 1635 dafür gesorgt, dass eine bestimmte Kapelle zum Ruhm und zur Ehre Gottes und meines Erlösers Jesus Christus unter dem Namen und der Anrufung des heiligen Märtyrers Sebastianus gebaut wurde. Damit in ihr der Gottesdienst fortgeführt werde, übergebe und schenke ich für jetzt und alle Zukunft zunächst 900 Reichstaler<sup>139</sup>, die die Schöffen und die Gemeinde von Waldniel von mir als geschuldetes Geld in gesicherter Währung erhalten haben mit der Auflage, sie jährlich mit 54 Reichstalern zurückzuzahlen; ebenso Ackerflächen, die ich aus einer Erbschaft in Fischeln bei der Pfarre Waltniel besitze und die sieben Morgen groß sind; sowie 250 Reichstaler, welche Johannes Breyll aus

---

<sup>138</sup> Kirchl. Handlexikon, S. 1369

<sup>139</sup> Im bischöflichen Archiv zu Lüttich ist eine Kopie der Urkunde über die Errichtung und Genehmigung des Benefiziums erhalten. Darin heißt es, dass die Schöffen und die Gemeinde Waldniel von Budemius 1.000 Reichstaler erhalten hatten, die sie jährlich mit 60 Reichstalern zurückzahlen mussten. Bischöfl. Archiv Lüttich, Vicariat général, reg. F.VI. 14 (.. mille imperiales quos ab ipso scabini et communitas... de Waltniel receperunt...). Auch später ist immer nur von 1000 bzw. 60 Reichstalern die Rede.



Beek<sup>140</sup> von mir erhalten hat, verbunden mit der Auflage einer jährlichen Rate; von allem und jedem kann der künftige Rektor auf Dauer seinen Unterhalt bestreiten mit der Verpflichtung, einmal pro Woche in besagter Kapelle eine heilige Messe zu lesen und im Anschluss an die Messe für das Seelenheil des Stifters die Psalmen „Miserere“<sup>141</sup> und „De profundis“<sup>142</sup> zu beten. Auch wünsche ich, dass das Patronats- oder Vorschlagsrecht für die Person für diese Kapelle bei mir bleibt, solange ich lebe und nach meinem Tod meiner Familie mütterlicherseits und väterlicherseits für alle Zeiten vorbehalten bleibe und dass bei den Berufungen beachtet werde, dass Familienmitglieder immer anderen vorgezogen werden. Darüber hinaus schlage ich zum ersten Mal als Rektor der besagten Kapelle den fähigen Jüngling Hubert Windhausen<sup>143</sup> vor und benenne ihn, einen uns bekannten Studenten der Philosophie... Er soll, solange er studiert, 50 Reichstaler erhalten und was an Einkünften danach übrig ist, dem Deservitor<sup>144</sup> hinzugefügt werden.“<sup>145</sup>

Wenn Hubertus Windhausen nach Abschluss des Studiums das Alter für die kirchlichen Weihen besitze, jedoch noch weitere theologische Studien absolvieren wolle, um dadurch der Kirche besser dienen zu können, so solle er weitere drei Jahre diese 50 Reichstaler erhalten. Wenn er dann nach diesen drei Jahren sich nicht für das Priesteramt qualifiziert habe oder eine andere kirchliche Stellung annehme, so werde ab sofort das Benefizium wieder frei und könne einem anderen übertragen werden.

---

<sup>140</sup> bei Wegberg

<sup>141</sup> Psalm 50 bzw. 51 (je nach Zählung): „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit...“

<sup>142</sup> Psalm 129 bzw. 130: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr zu dir. Herr, höre meine Stimme...“

<sup>143</sup> Hubert Windhausen ist im Jahre 1651 an der Universität Köln immatrikuliert. (Bischöfl. Archiv Lüttich, Vicariat général, reg. F. I 14). Nach Schrey, in Bergisch-Jülichische Geschichtsblätter, 1929, S. 119 ff, war Windhausen ein Vetter von Pastor Budemius.

<sup>144</sup> Das ist derjenige, der an Stelle des in Köln studierenden H. Windhausen in der Kapelle die wöchentliche Messe liest und die anderen Aufgaben wahrnimmt.

<sup>145</sup> Text der Stiftungsurkunde vom 4. Oktober 1649; Urkunde im Pfarramt Waldniel.

Als Budemius diese Stiftung einrichtete, war ja, wie wir oben gesehen haben, die Zeit der turbulenten religiösen Verwerfungen, die auch teilweise zu Übertritten ganzer Gemeinden zum evangelischen Glauben geführt hatten und die auch in Waldniel immer noch spürbar waren. Andererseits fingen zwar die Kräfte der Gegenreformation an zu greifen, aber sicher war die Lage der katholischen Pfarren noch immer nicht. Daher sorgte Budemius auch für den schlimmsten zu befürchtenden Fall vor: „Des weiteren bestimme ich unter der Androhung ewiger Verdammnis: Wenn es sich bei dem Unrecht dieser Zeit zutragen sollte, dass die Pfarre in die Hände von Ketzern geraten sollte – was Gott verhüten möge – dass in einem solch verwerflichen und beklagenswerten Fall dieses Benefizium von meiner Familie nach Köln oder an einen anderen katholischen Ort zusammen mit den obenerwähnten Einkünften übertragen werde und dass es nicht in einen anderen Gebrauch gerate außerhalb des Willens des Gründers, der hier festgelegt ist, und nicht von Ketzern umgekehrt werde. Daher bleiben die Schöffen und die Gemeinde Waldniel sowie die Bewirtschafter der Äcker in Fischeln verpflichtet, ohne Ausnahme oder Widerspruch die Einkünfte an jenen Ort zu bringen, wohin das Benefizium übertragen wird, und sie dem jeweiligen Rektor zu eigenen Händen zu übergeben. Auch darf bei Strafe Gottes weder jemand aus der Familie noch ein Rektor das Benefizium schmälern... Damit aber diese meine fromme Intention in allen Einzelheiten für alle Zukunft sicher und unverletzbar bedient wird, bitte ich untertänigst, dass sie durch den ehrwürdigen Bischof von Lüttich wie eine Regel bestätigt und ratifiziert werden möge.“<sup>146</sup>

Budemius hatte also an alles gedacht: Gut angelegtes Stiftungsvermögen, von dessen Erträgen der jeweilige Inhaber leben konnte; Vorbehalt des Vorschlagsrechtes für sich und seine Familie; Vorrang der Familienangehörigen und schließlich Sicherung des

---

<sup>146</sup> Alte Unterlagen aus dem Pfarramt.

Stiftungsvermögens vor einer möglichen Übertragung aus dem Verbund der katholischen Kirche in eine evangelisch gewordene Pfarrei.

Bereits neun Tage später, am 13. Oktober 1649, genehmigte der Bischof von Lüttich<sup>147</sup> diese Stiftung und begründete damit gleichzeitig ein sogenanntes Benefizium simplex. Aus derartigen Benefizien wurden ursprünglich vielfach Hilfspriester bezahlt, die ausschließlich Chor- und Altardienste wahrnahmen, also keine direkte Seelsorge ausübten. Das Beneficium simplex entwickelte sich seit dem 12. Jahrhundert allmählich zu einer Kaplanei, d.h. zu einer Versorgung für einen Kaplan. Ein Kaplan war also ein Hilfspriester ohne pfarrliche Jurisdiktion, der auf Grund einer Stiftung angestellt war.

Die von Bischof Ferdinand eigenhändig unterschriebene, sehr schön gestaltete Genehmigungsurkunde vom 14. Oktober 1649 liegt noch im Original in lateinischer Sprache im Pfarramt. Darin heißt es u.a.: „Wir nehmen zur Kenntnis, dass unser in Christus erwählter Dechant der Christianität Wassenberg<sup>148</sup> im Archidiakonats Kempfenland<sup>149</sup>, und Pastor des Ortes WaldtNiel, Johannes Budemius, in unserer Lütticher Diözese, im Jahre des Herrn 1635 durch religiösen Eifer angetrieben,

---

<sup>147</sup> Ferdinand von Bayern; Bischof von Hildesheim, Lüttich und Münster 1612, Bischof von Paderborn 1618, Erzbischof und Kurfürst von Köln 1612; \* 6. Oktober 1577 in München; † 13. September 1650 in Arnsberg / Westfalen; begraben im Dom zu Köln.

<sup>148</sup> Das Landdekanat Wassenberg trug ebenso wie jenes von Susteren das spezielle Prädikat „aureum“, „golden“. Man sprach vom „Concilium Aureum Wassenbergense“, dem Goldenen Landdekanat Wassenberg. Dieser Titel ist vermutlich Ende des 13. Jahrh. zuerkannt worden wegen einer gewissen „Freistellung“. Die Pfarreien der Landdekanate Wassenberg und Susteren brauchten nämlich dem Bischof und dem Archidiakon nur die Hälfte der Ehrengelder zu zahlen, die anderweitig üblich waren. Die dadurch freien Mittel hatte man den Pfarreien zugestanden, da das drückende Patronat der weltlichen Herren, Krieg, Aufruhr, Diebstahl und andere ungünstige Verhältnisse viele materielle Rückschläge zur Folge hatten.

<sup>149</sup> grenzübergreifende Landschaft in Nordbelgien und den Südniederlanden, zwischen Maas und Schelde. Ein Archidiakonats umfasste mehrere Landdekanate.

zum höheren Ruhm und zur Ehre des allerhöchsten Gottes und unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, aber auch zu seinem eigenen Seelenheil eine gewisse Kapelle und in ihr einen steinernen Altar zu Ehren des heiligen Märtyrers Sebastian in besagter Pfarre von WaldtNiel hat erbauen lassen, und dass er dieser Kapelle bzw. diesem Altare, damit in ihr auch weiterhin der Gottesdienst begangen werde, als ständige Dotation übergeben wird: Zunächst 1000 Reichstaler ...“ Es folgt der Text der oben wiedergegebenen Stiftungsurkunde des Johannes Budemius. Weiter heißt es dann über die Errichtung des kirchlichen Benefiziums: „...Nach reiflicher Überlegung über die Bitte, zur Verstärkung des Gottesdienstes für die Kapelle bzw. den Altar eine ständiges kirchliches Benefizium simplex zu Ehren des heiligen Märtyrers Sebastian mit den oben beschriebenen Verpflichtungen und den Dotationen zu errichten und zu dotieren, begründen und errichten wir es kraft unserer amtlicher Befugnis für jetzt und in alle Zukunft...“ Er bestätigt den ständigen Vorbehalt des Präsentationsrechtes für Budemius und seine Familie und fährt dann fort: „, Und weil das Vorschlagsrecht und alle anderen Dispositionen des erbetenen Benefizium schon begründet und dotiert sind und uns vorgelegt werden, damit wir sie wie eine Regel mit vollem Recht für jetzt und für immer anerkennen, setzen wir jenen uns in Christus erwählten gleichsam tauglichen wie fähigen Hubert Windhausen, Kleriker unserer Diözese Lüttich, ... als Rektor des besagten Benefiziums ein.“<sup>150</sup>

Es scheint so, als habe der Bischof zwischen den Zeilen einen leisen Tadel anklingen lassen, dass er einerseits nichts davon gewusst hat, dass bereits vor 14 Jahren eine Kapelle gebaut worden war und Budemius zum anderen schon alle Bedingungen für das beantragte Benefizium festgelegt und sogar schon den ersten Inhaber benannt hatte, so dass ihm, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Lüttich

---

<sup>150</sup> Genehmigungsurkunde des Bischofs vom 14. Oktober 1649. Urkunde im Pfarramt Waldniel.

und allerdurchlauchtigsten Kurfürsten von Köln nichts anderes übrig blieb, als den Willen jenes eigenwilligen Landpfarrers Budemius im Nachhinein gut zu heißen und sein Handeln zu akzeptieren, abzusegnen und in rechtlich gesicherte Form zu bringen. Das würde auch wieder dafür sprechen, dass die Kapelle im Visitationsbericht vom 7. November 1647 deshalb noch nicht erwähnt ist, weil sie da noch nicht bekannt war.

Seit diesem Zeitpunkt ist die Kapelle jedoch fester Bestandteil in den Berichten über die regelmäßige Visitation der Pfarre. So heißt es zum Beispiel in einem Visitationsbericht aus dem Ende des 17. Jahrhunderts: „Es gibt außerdem einen Altar oder ein kirchliches „beneficium simplex“, unter der Anrufung des Hl. Märtyrers Sebastianus, das in letzter Zeit errichtet, begründet und ausgestattet wurde vom Ehrwürdigen Johannes Budemius, dem Pastor dieses Ortes und Dekan des Goldenen Landdekanates Wassenberg, und zugelassen, bestätigt und gebilligt wurde durch den Durchlauchtigsten Fürstbischof von Lüttich, Ferdinand, zur Zeit des ehrwürdigen und sehr angesehenen Herrn Peter Rosen<sup>151</sup>, Archidiakon von Kempenland und Durchlauchtigsten Kanzler, vom 4. Oktober im Jahre 1649; im Original war es unterschrieben von Ferdinand, Bischof von Lüttich, dann Johannes von Chokier, Generalvikar<sup>152</sup>, dann weiter unten Siegelbewahrer Nicolaus Muno auf Grund eines besonderen Auftrags; Ort des Siegels. Dies alles ist registriert im Verzeichnis der Einrichtungen bei eben diesem Herrn Rosen, und im Dienstverzeichnis des Durchlauchtigsten Siegelbewahrers, wobei das Kollationsrecht<sup>153</sup> dem Begründer und nach seinem Tod seinen verwandten Nachkommen aus der Familie, und zwar beiderseits, aus männlich und weiblich, vorbehalten ist.<sup>154</sup> Der Ertrag davon<sup>155</sup> sind 60

---

<sup>151</sup> Petrus Rosen war Archidiakon (Erzdiakon) von Kempenland von 1646-1666.

<sup>152</sup> v. Chokier war Advokat und wurde später Generalvikar. Er entstammte einer angesehenen Familie, die ihren Sitz in Lüttich hatte (\*1576; †1656).

<sup>153</sup> Hier ging es vor allem um das Vorschlagsrecht für den Rektor.

<sup>154</sup> Soll heißen „väterlicherseits und mütterlicherseits“

Imperiales<sup>156</sup>, welche die Schöffen und die Gemeinde dieses Ortes schulden, aus dem Grunde, dass sie 1000 Imperiales vom Stifter in geschuldetem Geld erhalten haben, und sie haben sich verpflichtet, diese Schuld zu lösen, wenn der Wert eingegangen ist, darüber hinaus auch einige Äcker, die der Gründer in ...<sup>157</sup> besitzt, in der Pfarre des genannten Ortes Waldniel. Der erste Rektor hiervon war Herr Hubertus Wynthausen, Student der Philosophie in Köln, vorgeschlagen, ernannt und eingesetzt am 14. Oktober 1649.“<sup>158</sup>

Egal nun, wie mehr oder weniger begeistert der Bischof das Benefizium eingerichtet hat, jedenfalls erlebte die Kapelle von diesem Zeitpunkt an einen überraschenden Zufluss an Spenden, Schenkungen und frommen Stiftungen. Bei den im Pfarramt wiedergefundenen Unterlagen war auch eine Reihe wichtiger Urkunden über derartige Stiftungen aus jener Zeit, die den Zufluss weiterer Kapitalien und Ländereien zu der ursprünglichen Dotation für die Kapelle bestätigen und zeigen, wie mit dem Kapital gearbeitet wurde.

So haben z.B. schon am 9. November 1649, also noch nicht mal einen Monat nach der Genehmigung des Benefiziums durch den Bischof, die Eheleute Anwis und Catharina Fritzen den Landdechanten und Pastor zu Waldniel, Johannes Budemius, zu sich in ihr Haus kommen lassen und haben dort vor den Zeugen Arnoldus Butz, Pastor in Lüttelforst und Christianus Buecken, Kaplan in Waldniel, erklärt, dass sie „zur Ehre Gottes und zum Trost ihrer Seelen“ der hiesigen Kapelle des hl. Sebastian drei Morgen Land

---

<sup>155</sup> Der Ertrag des Benefiziums.

<sup>156</sup> Reichstaler

<sup>157</sup> Die Schrift ist hier sehr unleserlich, aber nach dem obenstehenden Text der Stiftungsurkunde können nur die Äcker in Fischeln gemeint sein.

<sup>158</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, F I, 37, 129 Rückseite

stiften, die dem Unterhalt des jeweiligen Rektors dienen sollen, mit der Auflage, dass in der Kapelle für ihre Seelen gebetet wird.<sup>159</sup>

Weiter Landstiftungen kamen hinzu, und so hatte die Kapelle zum Ende des 17. Jahrhunderts neben dem eingesetzten Kapital ein Grundvermögen im Werte von 800 Reichstalern. Die wertmäßigen Anteile der Besitzungen verteilten sich wie folgt:

auf Vestung Neel 40 Reichstaler,  
auf Kirspel Neell 321,90 Reichstaler,  
auf St. Jöriß Amern und auf St. Thöniß Amern je 160 Reichstaler,  
auf Dilkrath 80 Reichstaler und schließlich  
auf Lüttelforst 38,10 Reichstaler.<sup>160</sup>

Zudem wurden regelmäßig Beträge aus dem sogenannten Kapellengeld, also dem Kapital des Benefiziums, als Kredite vergeben, die dann mit einer jährlichen Rate als Pensionen oder Renten an den jeweiligen Rektor der Kapelle zurückgezahlt werden mussten.

Am 13. März 1711 bescheinigen Theweß Hartges und Heincken Berger, beide Schöffen des Gerichts WaldNiel, dass die ehrsame Merrichen (Mariechen) Thöneß aus Naphausen und ihre Kinder heute von dem Pastor Friedrich Froitzheim bar die Summe von 50 Reichstalern erhalten haben. Sie verpflichten sich, diese mit 5 % jährlich als Pension für den Rektor der Kapelle zurückzuzahlen.

Am 24. Oktober 1716 beurkundet Anthon Michael Heyster, Hofrat und Vogt des Amtes Brüggen, dass Christian Corsten und seine Ehefrau Grietgen Gewen von Pastor Frederico Froitzheim einen Kredit über 50 Reichstaler aus dem Kapellengeld aufgenommen

---

<sup>159</sup> Unterlage aus dem Pfarramt Waldniel

<sup>160</sup> Bischöfliches Diözesanarchiv Aachen (BDA), Pfarrarchiv Waldniel, 836-25

haben. Sie verpflichten sich, diesen Betrag mit jährlich 5 % als Pension zurückzuzahlen und verpfänden dafür ihren Baumgarten.

Im Heberegister von 1741 ist für das abgelaufene Jahr 1740 festgehalten, dass der Rektor Hermann Othausen Kapellenland an Peter Thewißen verpachtet hat und dieser auch hierauf gezahlt hat. 1749 hat für dieses Land noch seine Witwe gezahlt.

Im Juli 1750 bestätigt Jöris Rütten,<sup>161</sup> dass ihm am 9. Juli 1750 von Hermann Othausen, Pastor zu Alsdorf, nach schriftlicher Abtretung seines bisher besessenen Benefiziums simplex der St. Sebastianus Kapelle unweit Waldniel, eine Reihe Urkunden ausgehändigt worden sind, die er im einzelnen detailliert auflistet.

Am 16. Oktober 1750 führt Johann Henricus Bormans, Archidiakon von Kempenland, Heinrich Rütten in das von Hermann Othausen freigemachte „Benefizium simplex der Kapelle des hl. Märtyrers Sebastianus, gelegen in den Feldern nahe dem Ort Waldniel“, ein. Das Vorschlagsrecht hatten Reiner Othausen, Eva Zenses und Agatha Zenses, die Mutter des Heinrich Rütten. Auf der Rückseite der Urkunde weist der Dechant der Christianität von Wassenberg und Pastor von Ratheim, A. Beeck, am 29. Januar 1751 den Waldnieler Pastor Frixen an, den Heinrich Rütten in das Benefizium einzusetzen. Am 30. Januar 1751 bestätigt Pastor Frixen, dass er den Vicar Arnold Caspar Tappeser im Namen des Heinrich Rütten in das besagte Benefizium eingewiesen hat.

Am 5. Dezember 1754 bestätigt Gottfried Kasimir Bernard, Amtmann in Brüggen, vor Zeugen, dass Henricus Rütten, Sohn der Eheleute Georg Rütten und Agatha Zenses, am 30. Januar 1751 in

---

<sup>161</sup> Georg (Jöris) Rütten war der Vater von Heinrich Rütten, der als Rektor für das Benefizium benannt worden war. Er war der Ehemann der Agatha Zenses, die Mitinhaberin des Vorschlagsrechts war.



das Benefizium der Sebastianus-Kapelle eingeführt worden ist. Die Urkunde enthält eine Aufzählung der zu dem Benefizium gehörenden Einkünfte.

In einer Urkunde um 1760 listet der Nachfolger des Heinrich Rütten die Mittel auf, die Hermann Othausen aus Dahlen, „der später Pastor in Alsdorf war und noch den Pastor Froitzheim gekannt hat“, um 1750 noch gehabt hat. 1751 habe er diese Mittel an Henricus Rütten weitergegeben, der eine weitere Stiftung hinzu bekommen habe, doch seien unter ihm und nach seinem Tode auch einige Kapitalien verbraucht worden.

Am 30. November 1781 bestätigt Peter Heinrich Kannegißer, Amtmann in Brüggem, im Beisein der Zeugen Balthasar Hutter, Henricus Mertens, Johannes Schumacher und Jacobus Laden, dass die Eheleute Matthias Hartges und seine Ehefrau Catharina Papeler, Kapitalforderungen, Grundstücke sowie ein Haus, das jährlich 20 Reichstaler einbringt, für ihren Sohn Severin Hartges als Unterhalt festlegen. Severin Hartges wurde am 2. Weihnachtstag 1782 als Rektor des Sebastianuskapelle eingeführt.

Aus dem Jahre 1782 liegt ein Bericht über das Benefizium der Kapelle vor, in dem es heißt, dass schon der frühere Benefiziat Cleven niemals mehr Einkünfte gehabt habe, als von 450 Reichstalern. Auch dem jetzigen Inhaber fehlten 500 Reichstaler Kapital und weitere 300, so dass das Kapital nur noch 515 Reichstaler betrage.

Am 4. Januar 1783 hat Peter am Berg den letzten Teil einer Summe von 250 Reichstalern aus dem Jahre 1719 an die Kollatoren der Kapelle zurückgezahlt.

Am 12. Februar 1789 beurkundet Johann Ludwig Dortans, Amtsverwalter und Rentmeister zu Brüggem, vor Zeugen am hiesigen Laattericht, dass die Eheleute Ludwig Müller und Gertrud Cohnen 56 ½ Reichstaler von der Sebastianus-Kapelle empfangen haben. Sie verpflichten sich, diesen Betrag mit jährlich 4 % zurück zu zahlen und verpfänden dafür einen Teil ihrer Ländereien.

Über eine lange Zeit war die Kapelle also mit beträchtlichen Mitteln ausgestattet, mit denen auch immer recht gut gewirtschaftet worden ist. Und da diese Mittel direkt dem jeweiligen Benefiziaten zustanden und nicht an das Kapitel in Jülich oder den jeweiligen Pfarrer abgeführt werden mussten, stellten sie, wenn sie denn auch tatsächlich einkamen, einen mehr als ausreichenden Lebensunterhalt für den Begünstigten dar, und weckten auch so manche Begehrlichkeit. Daher ist es nicht verwunderlich, dass im Jahre 1732 sogar der Dechant von Wassenberg den Pfarrer Friedrich Froitzheim anweisen musste, die Unterlagen über das Benefizium sowie Obligationen über 800 Reichstaler dem Inhaber des Benefiziums Hermann Othausen auszuhändigen, nachdem dieser sich beklagt hatte, ihm würden diese Urkunden vorenthalten.<sup>162</sup> Zum damaligen Zeitpunkt waren die Einkünfte des Waldnieler Pfarrers vielleicht nicht gerade rosig, so dass ein Teil der Erträge aus dem Kapellenbenefizium ihm sicherlich gut über die Runden geholfen hätte.

Zu einem weiteren kuriosen Zwischenfall war es einige Jahre später gekommen. Ein Rechtsgutachten etwa aus dem Jahre 1785 hatte eine Frage zu klären, deren Anlass auf das Jahr 1741 zurück reichte: Kurz nach der Begründung des Benefiziums hatten die Eheleute Tewes und Catharina Pritzen drei Morgen Land gestiftet, die der jeweilige Rektor „von jetzt an und für immer“ behalten sollte mit der Auflage, dass für ihrer beider Seelen gebetet werde. Im Jahre 1741 hatte

---

<sup>162</sup> Unterlage aus dem Pfarramt Waldniel

jedoch der Vater des damaligen Benefiziaten<sup>163</sup> diese Grundstücke für 40 Reichstaler an einen gutgläubigen Erwerber verkauft. In der Vertragsurkunde hatte er die Erlaubnis der Kollatoren vorgetäuscht. Da nun aber die Kaufsumme unter den übrigen Stiftungskapitalien nicht zu finden, also wohl nicht verbucht war, musste geklärt werden, ob und wie dem jetzigen Benefiziaten in dieser Angelegenheit zu helfen sei. Die Antwort des Rechtsgelehrten war wenig zufriedenstellend: „Wider den Ankäufer der befragten Ländereien kann dem jetzigen Benefiziaten kein Rechtsmittel zustehen... U.a. steht die Verjährung entgegen, da der Ankäufer die zur Stiftung gehörigen Ländereien mehr denn 40 Jahre ruhig besessen hat.“<sup>164</sup>

Aber auch sonst schrumpfte das Kapital im Laufe der Zeit merklich zusammen. Um 1782 betrug es nur noch 515 Reichstaler.<sup>165</sup> Im Jahre 1823 hatte die Kapelle trotz der glücklich überstandenen kirchenfeindlichen Franzosenzeit immer noch dieses Kapital von 515 Reichstalern, bestehend u.a. aus 5 Morgen Ackerland in Kirspel Waldniel. Die Einkünfte hieraus betragen etwa 25 Reichstaler und 6 Stüber, also rund 5 Prozent.<sup>166</sup>

Im Jahre 1840 ergaben sich aus einem Kapital von nur noch 402 Talern, 15 Silbergroschen und 2 Pfennigen lediglich noch Einnahmen von 21 Taler, 9 Silbergroschen und 11 Pfennige.<sup>167</sup>

Pastor Budemius hatte zwar bei der Begründung des Benefiziums 1649 bei Freiwerden der Rektorenstelle für sich und seine Familie das Vorschlagsrecht für die jeweilige Neubesetzung ausbedungen,

---

<sup>163</sup> Das muss der Vater von Hermann Othhausen aus Dahlen gewesen sein. Othhausen war um 1740 Inhaber des Benefiziums, das er freiwillig aufgab, als er 1750 Pastor in Alsdorf wurde.

<sup>164</sup> Unterlage aus dem Pfarramt Waldniel

<sup>165</sup> Unterlage aus dem Pfarramt Waldniel

<sup>166</sup> BDA, Pfarrarchiv Waldniel, 804-17

<sup>167</sup> Festschrift zu den Heimattagen, S. 26

doch scheint seine Familie in den folgenden Jahren recht dezimiert worden zu sein, denn im Jahre 1716 war Sibilla Catharina Humpesch alleinige Inhaberin<sup>168</sup> des der Familie Humpesch zustehenden Besetzungsrechts, einer Familie, in die eine Schwester von Pastor Budemius eingeheiratet hatte. Später ging es über auf weiter entfernte Familienbande, die Familien Othhausen und Zenses, deren Söhne, Hermann Othhausen und Heinrich Rütten, wie oben urkundlich erwähnt, in das Benefizium eingewiesen wurden. Das Patronatsrecht erlosch spätestens durch den Abbruch der Kapelle.

Doch trotz aller Stiftungen und Spenden scheint die Kapelle schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein ziemlich vernachlässigtes Schattendasein geführt zu haben. In einem Visitationsbericht vom 30. Juni 1712 heißt es nämlich, dass „diese Kapelle sowohl an den Mauern als auch an Dach und Fenstern droht, in den Ruin zu fallen und auch die Paramente verschleifen...“<sup>169</sup> Und der Rektor erhielt den Auftrag, bis zum Allerheiligenfest alles wieder ordentlich herrichten zu lassen.

Die Kapelle lag also einsam, für sich allein und ungeschützt außerhalb des Ortes, gut 200 m vom Kuhtor entfernt, mitten in den Feldern. Und gerade weil sie außerhalb des Ortes lag, hat sie manche Schandtät über sich ergehen lassen müssen. Des Öfteren ist sie bestohlen worden. So im September 1731.<sup>170</sup>

Am 16. Mai 1740, am Festtag des heiligen Johannes von Nepomuk, „war eine solche Kälte von Schnee, Frost und Hagel, dass der Priester und Ehrwürdige Herr Jôes von Aachen kaum das Hochwürdigste Gut wegen der Kälte nach der Kapelle und wieder in die Kirche prozessionsweise tragen konnte“.<sup>171</sup>

---

<sup>168</sup> Alte Unterlagen aus dem Pfarramt.

<sup>169</sup> Bischöfl. Archiv Lüttich, F I, 40

<sup>170</sup> Chronik des Matthias Kürlis

<sup>171</sup> Chronik des Matthias Kürlis

Und während des siebenjährigen Krieges (1756-1763) waren 1758 die mit Preußen verbündeten Hessen, Hannoveraner und Lauenburger nach der Schlacht bei Anrath und Fischeln (bei Krefeld) in unsere Gegend vorgerückt. Über deren Untaten schreibt Matthias Cürlis in seiner Chronik: „In selbiger Nacht von Mittwoch auf Donnerstag vom 2. auf 3. August (1758) haben die ketzerischen Feinde ihren Unmut recht gezeigt und ans Licht gebracht in hiesiger Kapelle, indem sie alle dort befindlichen Messgewänder mit dem Missale, wie man vermutet, zu Asche verbrannt haben. Zudem haben sie allen Unflat des Leibes dort ausgegossen und also den heiligen Ort entheiligt und zu einer Mördergrube gemacht.“

Im Jahre 1821 scheint eine größere Instandsetzung vorgenommen worden zu sein. Denn Johann Bongartz erhielt 1 Reichstaler und 15 Stüber Arbeitslohn „wegen die Bäume abzuhacken“. Vom Bürgermeister Hartges wurden für 6 Reichstaler 600 Ziegel gekauft und schließlich wurden im Mai Arbeitslohn für Zimmerleute und Maurer sowie Baumaterialien bezahlt, so dass in diesem Jahr insgesamt 190,26 Reichstaler für die Kapelle ausgegeben wurden.<sup>172</sup>

Eine weitere, wahrscheinlich wesentlich umfangreichere Instandsetzung ist dann im Jahre 1856 durchgeführt worden. Hierüber fehlen leider schriftliche Zeugnisse, doch die Inschrifttafel über dem Eingang der Kapelle hatte ja den Zusatz: „RENOV. ANNO 1856.“

In den Unterlagen über die Renovierung aus dem Jahre 1821 wurde die Kapelle immer nur noch als „Sebastianus – Kapelle“ bezeichnet, obwohl bereits in einer schematischen Zusammenstellung der Einkünfte der Pfarre etwa aus der Zeit um 1800 eine „Fundatio sacelli S. Rochi“, also eine „Stiftung der Kapelle des heiligen

---

<sup>172</sup> BDA, Pfarrarchiv Waldniel, 930-17

Rochus“, erwähnt wurde.<sup>173</sup> Wahrscheinlich war die Bezeichnung „Sebastianus-Kapelle“ der in der Bevölkerung bekanntere und beliebtere Name. Doch irgendwann zu dieser Zeit muss sich ein allmählicher Wechsel des Namens vollzogen haben, denn später hieß die Kapelle immer nur „Rochus-Kapelle“ und die Bezeichnung „Sebastianus-Kapelle“ war nahezu ganz aus dem allgemeinen Gedächtnis verschwunden.

Doch wie kam es zu dieser Namensänderung? Ursprünglich war von einer Verehrung des heiligen Rochus in dieser Kapelle niemals die Rede, obwohl Rochus als sogenannter Pestheiliger eine sinnvolle Ergänzung zum heiligen Sebastian ergeben hätte. Vielleicht hatte es ja früher an einer anderen Stelle ein kleines Rochuskapellchen gegeben, das dann aufgegeben und die Rochusfigur in die Sebastianuskapelle überführt wurde. Auf einer alten, handgezeichneten Karte des vereidigten Landvermessers J. H. Cürlis aus dem Jahre 1800 ist im Einmündungsbereich der Turmstraße in die Schulstraße, wo sich heute der Parkplatz des Kindergartens befindet, das Symbol für einen Bildstock oder ein Kapellchen eingezeichnet. Und auch auf der Karte des französischen Geographen Tranchot von 1803 befindet sich an dieser Stelle ein kaum zu erkennender roter Punkt, der das Vorhandensein eines kleinen Gebäudes angibt. Die Turmstraße trennte schon damals den Teil von den übrigen Kirchenländereien ab, auf dem sich heute der Kindergarten befindet. Dieser Ackerstreifen lag weit außerhalb des Ortes an einer Wegekreuzung, so dass vielleicht hier tatsächlich das Stück Land war, auf dem die Waldnieler Pestopfer ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Und das Kapellchen war möglicherweise dem heiligen Rochus geweiht, denn solche Kapellen wurden bekanntlich häufig auf bzw. unmittelbar neben den Gräbern errichtet. Da dort aber keinerlei Relikte aus dieser Zeit gefunden wurden, bleibt es eine unbewiesene Theorie. Doch möglich wäre, dass im

---

<sup>173</sup> Urkunde im Pfarramt Waldniel

Zuge der kirchenfeindlichen französischen Besatzungspolitik dieses kleine Kapellchen abgebrochen werden musste.

Nach dem Hinweis auf die Renovierung von 1856 verlieren sich die Spuren unserer Kapelle in den Zeitläuften der Geschichte, bis sie in den 1930er Jahren wieder zu einem aktuellen Thema wurde.

In der Zwischenzeit hatte sich jedoch viel getan. Waldniel war aus der engen Begrenzung seiner Wälle herausgewachsen und hatte sich in die umliegenden Felder ausgebreitet.

1870 war das Haus Dülkener Str. 47 (ehemals Bauer Küppers) fertig gestellt worden.

Etwa zur gleichen Zeit dürfte das Haus Stöckener Weg 2 gebaut worden sein, wie auch einige andere Häuser bis Dülkener Str. 63 (Schomm), das 1890 bezugsfertig war.

In den 1880er Jahren hatte der Waldnieler Bauunternehmer Karl Kersten an der Dülkener Straße 4 dreistöckige Häuser errichtet. Es handelt sich um die Häuser Dülkener Straße Nr. 64,66,73 und 75. Das Haus Nr. 66 hatte ursprünglich fast die gleiche Fassade wie das Haus Nr. 64. Im Kreisarchiv liegt noch die Genehmigung der Häuser Dülkener Str. 73 und 75 aus dem Jahre 1889.<sup>174</sup> Danach fehlte Kersten das nötige Kapital, um weitere Häuser bauen zu können. Deshalb baute er Anfang der 1890er Jahre an der Dülkener Straße<sup>175</sup> eine Lohnweberei, mit der er viel Geld zu verdienen hoffte. Doch die Hoffnung erfüllte sich nicht, so dass er die Fabrik schließlich an die

---

<sup>174</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 378, S. 161

<sup>175</sup> In diesem Gebäude befand sich in den 1970er Jahren das „Grüne Warenhaus“. Dabei handelte es sich um ein Kaufhaus, das den allgemeinen täglichen Bedarf gut abdeckte. In der Nacht zu Sonntag, dem 8. März 1981, ist es gegen 4,30 Uhr abgebrannt. Heute befindet sich dort ein moderner Neubau, Hausnummern 56.

Fa. Reiner Waters GmbH aus Ungerath verkaufte, die dort am 19. März 1897 mit ca. 50 Webstühlen ihren Betrieb aufnahm.<sup>176</sup>

Im Herbst 1890 wurde die Bahnstrecke Dülken – Waldniel – Brüggeln in Betrieb genommen und mit ihr der Bahnhof Waldniel,<sup>177</sup> was in späteren Jahren einen entscheidenden Einfluss auf unsere Kapelle bekommen sollte.

Anfang des 20. Jahrhunderts, wohl um 1906, war das Haus Dülkener Straße 65 von Henrix hinzugekommen.<sup>178</sup> 1912/13 wurden die Häuser Dülkener Straße 81 und 83, Mostardt und Greferath, gebaut. Das Haus Dülkener Straße 77, Weertz, wurde 1914 bezogen und 1926/27 folgten die Häuser Dülkener Straße 85 und 87, Schroers und Trumm. Im Frühsommer 1927 ging Dr. Carl Hermann Ostendarp mit seinem kleinen Sohn Norbert an der Ackerfläche Ecke Dülkener Straße/Friedenstraße vorbei, auf der gerade Getreide reifte, und erklärte ihm: „Wenn das Kornfeld abgeerntet ist, werden wir hier ein Haus bauen.“ Und tatsächlich wurde das Haus der Familie Ostendarp (Dülkener Straße Nr. 70) mit der Arztpraxis in den Jahren 1927/1928 erbaut. Architekt war übrigens der Stadtbaurat Otto Greiss, der 1908/1909 den schönen Jugendstilwasserturm in Mönchengladbach gebaut hatte.

1925 hatte die Gemeinde von dem Ackerer Peter Heinrich Hartges in Waldniel und dem Pfarrer Josef Hartges aus Born das Grundstück Ecke Dülkener Straße/Friedenstraße gekauft, um es dann der Post unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, die dort ein imposantes Postgebäude errichtet hatte, das Ende Juli 1927 bezogen worden war.<sup>179</sup>

---

<sup>176</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 26

<sup>177</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 24

<sup>178</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 23

<sup>179</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 198, S. 9 ff., 76



Und somit stand die Kapelle jetzt nicht mehr allein in weiter Flur. War der Kapellenplatz vor dem 1. Weltkrieg noch mit einem Holzzaun und einer lebenden Hecke umgeben, so stand sie später frei unter einer Gruppe alter Linden. Und immer noch führte der Stöckener Weg an ihr vorbei. Doch mittlerweile gab es einen weiteren Fußweg, der das Kapellengrundstück streifte. Ein 3 Meter breiter Weg bog in Höhe der Kapelle vom Stöckener Weg ab und führte direkt zum Bahnhof.

Während des 1. Weltkrieges (1914-1918) hat die Kapelle, zumindest zeitweise, für Betende offen gestanden. Und auch manch einer hat davon Gebrauch gemacht. So z.B. die alte Frau Margarethe Trumm geb. Scheuerhorst, die dort regelmäßig um den Schutz für vier ihrer fünf Enkel betete, die zum Kriegsdienst eingezogen worden waren. Blind, wie sie war, brauchte sie Hilfe, um die Kapelle überhaupt erreichen zu können. Doch da Oma Trumm nach dem andächtigen Gebet immer einige Groschen und Pfennige springen ließ, fanden sich auch immer einige Kinder, die sie zur Kapelle begleiteten und mehr oder weniger andächtig mit ihr beteten. Denn Oma Trumm betete dann laut und vernehmlich für ihre Enkelsöhne Josef, Franz, Wilhelm und Ludwig, nur für Arnold nicht, denn als jüngster war der noch zu Hause und brauchte deshalb wohl keinen besonderen göttlichen Beistand. Und damit unser Herrgott auch genau wusste, wohin er sein schützendes Augenmerk zu richten hatte, erklärte sie ihm regelmäßig genauestens, wo die Jungen sich gerade „im Schützengraben“ befänden und stets erinnerte sie daran, dass insbesondere auf Josef aufgepasst werden müsse, der „bei der Marine“ sei.

Der zunehmende Gütertransport per Bahn machte bald eine neue Zufahrt vor allem für die Landwirte aus Birgen und Stöcken zum Bahnhof erforderlich, zumal nach der ersten Verlegung des Stöckener Weges beim Bau der Bahntrasse und später bei der

Erweiterung des Bahngeländes vor dem 1. Weltkrieg der Stöckener Weg noch weiter nach Nordosten verschoben und der Übergang des Stöckener Weges über die Gleise mit dem Übergang Heerstraße zusammen gelegt worden war.<sup>180</sup> Daher schrieb Bürgermeister Heitzmann in einem Brief vom 5. Januar 1927 an die Eisenbahndirektion über den geplanten Bau der späteren Industriestraße, die jetzt in der Nordtangente aufgegangen ist: „... Der Weg Waldniel – Stöcken ist weiter nach Nordosten verschoben worden. Bei der letzten Erweiterung der Bahnanlagen kurz vor dem Krieg ist dieser Weg Waldniel-Stöcken vom Eisenbahnkörper verdrängt worden, der Überweg wurde mit dem weiter nach Nordosten gelegenen Überweg – alte Heerbahn – verbunden. Daher muss der jetzt anzulegende Weg eine Breite von 5 bis 5,5 m haben.“<sup>181</sup> So geschah es dann auch, doch leider reichte auch diese Zufahrt zum Bahnhof auf Dauer nicht aus.

Die Kapelle war normalerweise immer abgeschlossen. Die Tür war recht einfach und grob gearbeitet, hatte ein massives Schloss und wurde mit einem ca. 20 cm langen Schlüssel verschlossen. Der kleine, leicht der Renaissance nachempfundene Altar hatte zuletzt ein Altarbild aus dem Jahre 1862 erhalten, das von Peter Heinrich Windhausen gemalt war. Windhausen war am 20. September 1832 in Waldniel geboren. Er studierte an der königlichen Kunstakademie in Düsseldorf, wurde Kunstmaler und also solcher ein bekannter Porträtist. 1856 heiratete er Susanna Aretz (1833-1894), ebenfalls aus Waldniel, mit der er sieben Kinder bekam, von denen auch einige wieder berühmte Kirchenmaler wurden. Im Jahre 1873 siedelte die Familie nach Roermond, wo es wegen des in Deutschland stattfindenden sogenannten Kulturkampfes wesentlich bessere Möglichkeiten für religiöse Künstler gab. Er hat auch den Kreuzweg

---

<sup>180</sup> Etwa in Höhe des Hauses Stöckener Weg 16 sieht man immer noch sehr deutlich, wie der Weg plötzlich seine ursprünglich schnurgerade Richtung verlässt.

<sup>181</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 198 S. 54

in unserer Kirche gemalt, möglicherweise mit Unterstützung seiner Söhne Matthias Heinrich (geb. 1857), Albin (geb. 1863) und Paul (geb. 1871).<sup>182</sup> Peter Heinrich Windhausen starb am 22. Januar 1903. Das Altarbild, das auch zufällig auf dem Speicher des Pfarramtes wiedergefunden wurde, ist 150cm X 102cm groß und zeigt die beiden Figuren des heiligen Sebastian und des heiligen Rochus. Es ist unverkennbar, dass das Bild direkt für diesen Altar gemalt worden ist, denn einerseits passt es haargenau in den durch den Altaraufbau vorgegebenen Rahmen und zum anderen vereint Windhausen auf diesem Bild die beiden Heiligen, die nach einander als „Namensgeber“ für die Kapelle gedient hatten, Sebastian und Rochus. Man kann sich gut vorstellen, dass er sich als junger, einheimischer Maler von 30 Jahren ganz besondere Mühe gegeben hat, als er dieses Altarbild für seine Heimatgemeinde geschaffen hat. Jetzt ziert es die Verwaltungsräume unseres Pfarramtes. Nach Auskunft der Ur-Urenkelin von Peter Heinrich Windhausen handelt es sich um das älteste bekannte Gemälde des Malers.

Rechts und links vom Altar gab es je eine Mauernische, die die wertvollen Statuen des Rochus und des Sebastian beherbergten. Wo das Vesperbild mit der heiligen Anna gestanden hat, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Es gab in der Kapelle keine Bänke, stattdessen standen dort zuletzt einige Kniestühle, die zum Teil mit messingfarbenen Namensschildchen versehen waren. Den geflochtenen Mittelteil dieser Stühle konnte man umdrehen, wodurch man dann eine Sitzgelegenheit erhielt. Einige dieser Stühle haben später noch lange in unserer Kirche gestanden.

Schon lange wurden die Auflagen des ehemaligen Benefiziums mit einer wöchentlichen Messfeier nicht mehr eingehalten, sondern es fand hier nur noch zweimal im Jahr ein Hochamt mit Predigt statt, und zwar an den Festtagen des hl. Sebastianus am 20. Januar und des

---

<sup>182</sup> De Kruiswegen van Windhausen, S. 121

hl. Rochus am 16. August. „Da haben wir dann alles sauber gemacht, gefegt, geputzt und geschrubbt und die Hillije jelüftet“, wissen sich die älteren Anwohner der Kapelle, Maria Schomm, Hanni Weertz, Leni Helbach und Else Rütten an diese Begebenheiten aus ihren Kindertagen zu erinnern. Blumen, Decken und Teppiche wurden aus der Nachbarschaft zusammengetragen, und wenn dann an dem jeweiligen Festtag die Pfarrgeistlichen und Messdiener mit wehenden Gewändern die Dülkener Straße heraufzogen, war alles für einen feierlichen Gottesdienst bestens vorbereitet.

Für die Kinder aus diesem Bereich war der Kapellenplatz ein herrliches und ungefährliches Spielgelände. Das Gebäude selbst, das etwas tiefer lag als die aufgeschüttete Dülkener Straße, und die umstehenden Linden luden ein zum Versteckspielen und zu Mutproben, bei denen sie durch das große Schlüsseloch in die dunkle Kapelle hinein spähten, wenig sehen konnten, ihnen dafür aber immer ein kalter und feuchter, modriger Luftzug entgegen kam.

Feuchtes Mauerwerk und schlechte Belüftung hatten über Jahre hinweg ungestört ihr zerstörerisches Werk verrichten können, und so war sie nicht nur in die Jahre gekommen, sondern auch derart herunter gekommen, dass sich im Jahre 1932 der Kirchenvorstand mit dem unwürdigen Zustand der Kapelle befasste. Am 25. April 1932 wurde zunächst beschlossen, die Bäume rund um die Kapelle zu entfernen.<sup>183</sup> Nachdem dies geschehen war, folgte am 17. Juli 1932 ein weiterer wichtiger Beschluss des Kirchenvorstandes. Danach sollte „die Kapelle an der Dülkener Straße renoviert werden“;<sup>184</sup> und das, obwohl schon zu diesem Zeitpunkt bekannt war, dass der Fußweg von der Dülkener Straße zum Bahnhof zu einer richtig breiten Zufahrt ausgebaut werden sollte.

---

<sup>183</sup> Kirchenvorstandsprotokoll der Pfarre St. Michael Waldniel(KV) vom 25. April 1932

<sup>184</sup> KV vom 17. Juli 1932

Da man seitens des Kirchenvorstandes aber keine Möglichkeit sah, die notwendigen Kosten der Instandsetzung aufzubringen, beschloss der Kirchenvorstand am 12. Juni 1933, die Anwohner der Kapelle zu einer Besprechung zusammen zu rufen.<sup>185</sup> An dieser Besprechung mit den Bewohnern der Dülkener- und der Friedenstraße über den „verwahrlosten Zustand“ der Sebastianuskapelle, die auf Einladung der Kirchenvorstandsmitglieder Dr. Wilhelm Schrimpf und Adam Jülichmanns stattfand<sup>186</sup>, nahmen etwa 30 Personen teil. In Anbetracht der zu erwartenden hohen Kosten der Instandsetzung der Kapelle wurde der Einwand erhoben, warum nur die Bewohner der Dülkener- und der Friedenstraße die Kosten tragen sollten, da die Kapelle doch der ganzen Kirchengemeinde gehöre. Pfarrer Möhlen wies darauf hin, dass die Kirchengemeinde kein Geld habe und die Kosten daher anderweitig aufgebracht werden müssten. Auf die Frage, ob es sich denn überhaupt lohne, die Kapelle zu erhalten, da sie ja doch bald ein Verkehrshindernis darstellen werde, wenn die Straße zum Bahnhof ausgebaut werde, wusste man keine ausreichende Antwort. Daher wurde ein Ausschuss gebildet, der als Erstes mit der Denkmalbehörde abklären sollte, ob die Kapelle unter Denkmalschutz stehe. Diesem Ausschuss gehörten u.a. an: Dr. Schrimpf, Pfarrer Möhlen, Hubert Pötter, Dr. Ostendarp, Fritz Barth sowie die Herren Schamong und Winterscheidt.<sup>187</sup>

In dem Anschreiben an den Konservator der Rheinprovinz vom 30. Juni 1933 hieß es dann, die Kapelle befinde sich „in einem derart schlechten Zustande, dass eine durchgreifende Instandsetzung oder ein Abbruch stattfinden muss. Die Instandsetzung würde wohl etwa 2.000 Mark kosten... Mittel sind aber in keiner Weise vorhanden, auch nicht von der Kirchengemeinde oder durch Sammlung

---

<sup>185</sup> KV vom 12. Juni 1933

<sup>186</sup> In dem Vermerk über diese Sitzung hieß die Kapelle tatsächlich wieder „Sebastianuskapelle“.

<sup>187</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 77

aufzubringen... “<sup>188</sup> Für eine Restaurierung spreche das 300jährige Alter der Kapelle, dagegen „die ungünstige Lage in der Mitte eines Verkehrsknotenpunktes von fünf Straßen, die tiefe Lage zu der Straße, der schlechte Zustand der Mauern, die sowohl waagrecht wie senkrecht schief sind, das unsymmetrische, stark beschädigte Dach, das völlig verwitterte Türmchen, die eingeworfenen Fenster.“<sup>189</sup>

Der zuständige Denkmalschützer besichtigte am 20. Juli 1934 die Kapelle und hielt anschließend in seinem Bericht fest: „Die Sebastianuskapelle in Waldniel ist ein sehr schlichter Bau vom Jahre 1635, der 1850 zuletzt renoviert und von einem kleinen Dachreiter gekrönt ist. Das mit Schablonen eingedeckte Dach liegt reichlich flach. Das Hauptgesims in Ziegeln ist sehr schlecht, da der Traufüberstand teilweise beschädigt ist. Die ganz reizlosen Fenster entstammen der Erneuerung im vorigen Jahrhundert. Früher war die Kapelle von 6 hohen Linden umstanden, die dem ganzen Milieu erst Stimmung und Reiz verliehen. Durch die Aufhöhung der vorbeiführenden Straße<sup>190</sup> ist die Kapelle in eine Senke geraten, die durch einen neuen Weg zum Bahnhof demnächst noch verstärkt wird, so dass durch unterirdischen Abfluss für Vorflut der Niederschläge auf und an der Kapelle gesorgt werden muss. An Reparaturarbeiten kämen in Frage: Durchgreifendes Nachsehen der Dachflächen. Erneuern des Dachreiters in der Konstruktion, da beispielsweise das Kreuz durch Abfaulen des Kaiserstiels ganz schief liegt. Hierbei wird es nicht zu umgehen sein, dass der über viereckigem Dachreiter sechseckig entwickelte Helm weitgehend mit erneuert wird. Im Innern ist der Wandputz in Höhe von 1½ m sehr schlecht. Er müsste abgeschlagen und fachmännisch erneuert werden.

---

<sup>188</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 79

<sup>189</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 79

<sup>190</sup> gemeint ist die Dülkener Straße

Da das Bauwerk im jetzigen Zustand sehr wenig anspricht, müssten auch wieder Ersatzbäume für die gefälltten Linden angepflanzt werden, wobei auf die Straßenführung Rücksicht genommen werden kann. Dann ist selbstverständlich das Anbringen einer Hängerinne am Dachfuß wegen des Laubfalles überflüssig. Dafür muss ein Traufpflaster mit richtig angelegtem Gefälle treten.

Das Innere birgt ganz gute Ausstattungstücke. Es sind zu nennen 4 Messingwandarme, 2 sehr hübsche Renaissancewandarme auf der Westwand, die Figuren eines Rochus, eines Sebastianus von etwa 1520 und einer Pieta mit der hl. Anna von 1400– 1450. Der Altar ist aus Renaissanceteilen zusammengestückt. Früher wurden durch eine Stiftung an jedem Freitag Messen in der Kapelle gelesen, jetzt nur noch zweimal im Jahre. Die notwendigen Instandsetzungsarbeiten wären zunächst genau zu veranschlagen, damit man wegen der Finanzierung weitere Erwägungen anstellen kann.“<sup>191</sup>

Damit war nun klar definiert, was alles an der Kapelle gemacht werden musste, um sie wieder manierlich herzurichten. Da aber die Kostenfrage damit immer noch nicht geklärt war, blieb es zunächst bei diesen Überlegungen. Dennoch wurde am 16. August 1935 in aller Feierlichkeit das 300jährige Bestehen der Kapelle gefeiert. Vor der Kapelle standen Lorbeerbäumchen, ein aus Buchsbaum geflochtener Kranz schmückte die Vorderseite und über dem Eingang hing ein mit Blättern umrahmtes Schild, auf dem eine große „300“ stand. Und auch das Kapelleninnere war mit zahlreichen Blumen wunderschön hergerichtet.

Zwischenzeitlich wurden auf einer anderen Schiene die Verhandlungen zwischen der Gemeinde Waldniel und der Reichsbahn über die Anlegung einer neuen Zufahrt von der Dülkener Straße zum Bahnhof vorangetrieben. Mit Datum vom 28. November

---

<sup>191</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485, S. 76

1935 teilt der Vorstand des Reichsbahn-Betriebsamtes M.Gladbach dem Bürgermeister der Gemeinde Waldniel mit, dass „gegen den Ausbau des zum Bahnhof Waldniel führenden 3 m breiten Fußweges zu einer Zufuhrstraße von 7,20 m Breite“ aus eisenbahntechnischer Hinsicht keine Bedenken bestünden.<sup>192</sup>

Daraufhin nahm die Gemeinde konkrete Verhandlungen mit der katholischen Kirchengemeinde Waldniel auf, „da der ganze Platz vor der Kapelle, soweit er nicht an den Stöckener Weg oder in die Dülkener Straße fällt, Eigentum der Kirche ist und ohne Hineinziehung dieses Platzes der Ausbau der Straße zwecklos ist.“<sup>193</sup> In dem Anschreiben der Gemeinde an die katholische Pfarrgemeinde vom 2. Dezember 1935 heißt es: „Die Gemeinde Waldniel beabsichtigt auf Antrag der Bewohner von Birgen, Eicken usw. eine ordnungsgemäße Zufuhr zum hiesigen Güterbahnhof von der Dülkener Straße, Stöckener Weg aus am Rochuskapellchen vorbei zu bauen... Nachdem nunmehr die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft dem Ausbau der Zufuhrstraße zugestimmt hat, bitte ich bei dem allgemeinen Interesse, das für diese neue Bahnhofzufuhrstraße besteht, den Grundstückstreifen vor der Kapelle der Gemeinde Waldniel zu Straßenzwecken gegen Vergütung abzutreten. ... Die Gemeinde ist dabei bereit, bei dem nur einige Male im Jahre in der Kapelle stattfindenden Gottesdienst den Platz vor der Kapelle für die Dauer dieser Gottesdienste zu sperren und die Sperrung jeweils durch einen Polizeibeamten überwachen zu lassen.“<sup>194</sup>

Am 9. Dezember 1935 befasste sich der Kirchenvorstand mit diesem Antrag. Und da bis zu diesem Zeitpunkt noch immer keine Klarheit über die Finanzierung einer eventuellen Instandsetzung der Kapelle geschaffen war und auch sonst wohl keine Lösung des Problems in

---

<sup>192</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 43

<sup>193</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 42

<sup>194</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 41



Aussicht war, schrieb Pfarrer Möhlen unter dem 11. Dezember 1935 zurück: „... Der Kirchenvorstand ist der Ansicht, dass der Bau einer Straße zum Bahnhof zu begrüßen ist. Falls aber nur ein Grundstücksstreifen vor der Kapelle an die Gemeinde Waldniel abgetreten wird, kommt die Kapelle selbst in große Gefahr. Sie liegt jetzt schon in einer Senke infolge der Aufschüttung der Dülkener Straße. Das würde noch schlimmer werden, wenn auch vor der Kapelle eine Straße wäre. Auch würde die Kapelle selbst auf die Dauer ein Hindernis bilden. Deshalb macht der Kirchenvorstand einen weitergehenden Gegenvorschlag: Der Platz der Kapelle wird ganz von der Gemeinde Waldniel erworben. Diese gibt dafür die Parzelle Flur 3 Nr. 882/157, jetzt noch der Firma Reiner Waters gehörend, der Kirchengemeinde und trägt die Kosten, wenigstens größtenteils, für den Wiederaufbau der Kapelle auf diesem Grundstück. So würde genügend Platz für die Straße geschaffen und die Kapelle bliebe auch. ...“<sup>195</sup>

Diese Antwort traf bei der Gemeinde auf ziemliche Gegenliebe. Folglich setzte man sich wegen des erforderlichen Grundstückstausches mit der Fa. Waters in Verbindung. Doch die Geschäftsführerin der Fa. Waters, Frau Windhausen, gab in einem Telefonat am 15. Dezember 1935 mit der Gemeinde unmissverständlich zu verstehen, dass sie als Altwaldnielerin nicht für die Verlegung der Kapelle sei und auch den Grundstücksverkauf nicht empfehlen könne.<sup>196</sup> Damit konnte der Vorschlag des Kirchenvorstandes nicht umgesetzt werden.

Dennoch mussten die Planungen für die Zufahrt zum Bahnhof seitens der Gemeinde weiter gehen. In der folgenden Ratssitzung am 19. Dezember 1935 wurde nach vorheriger Ortsbesichtigung unter dem Tagesordnungspunkt „Ausbau des Weges von der Kapelle an der

---

<sup>195</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793; Kirchenvorstand vom 9.12.1935

<sup>196</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 40

Dülkener Straße zum Bahnhof (in erster Linie als Zufuhrstraße zum Güterbahnhof)“ folgender Beschluss gefasst: „Die Gemeinderäte stimmen dem Ausbau des Weges zu. Da die Entfernung der alten Kapelle z.Zt. nicht in Betracht kommt, soll von dem Platz vor der Kapelle soviel als eben möglich zu diesem Wegebau erworben werden.“ Damit sollte also das realisiert werden, was der Kirchenvorstand unbedingt vermeiden wollte: Die schon jetzt in einer Senke stehende Kapelle würde fast vollständig von Straßen eingeschlossen werden und künftig ständigen Erschütterungen ausgesetzt sein, was selbst bei einer gut restaurierten alten Kapelle erhebliche Gefahren mit sich gebracht hätte.

Zwecks weiterer Planung der neuen Bahnhofszufahrt erfolgt eine erneute Ortsbesichtigung durch das Landes-Bauamt Krefeld. Diese empfahl unter dem 12. Februar 1936 unumwunden, die Kapelle abzureißen. „Die Notwendigkeit ergibt sich daraus, dass der vom Bahnhof kommende Verkehr bei der Einfahrt in die Dülkener Straße freie Sicht haben muss, die nur durch Niederlegung der Kapelle erreicht werden kann. Ferner muss die neue Straße an diesem Einmündungsbereich auch eine trompetenartige Erbreiterung erhalten, damit Lastfahrwerke bequem ein- und ausfahren können. ... Den Gedanken, die Kapelle mit Bordsteinen zu umgeben, sie also auf einer Insel bestehen zu lassen, bitte ich auch aus dem Grunde fallen zu lassen, weil die sehr alte Kapelle durch die Verkehrserschütterung in Zukunft sehr leiden würde.“<sup>197</sup>

Nun musste auch die Gemeinde von ihrem Plan, das Kapellengrundstück mit der neuen Straße zu umfahren, Abstand nehmen. Mit Schreiben vom 22. Februar 1936 teilte Bürgermeister Dr. Kloos daher der Pfarre mit, dass der Gutachter des Landes-Bauamtes die Auffassung der Pfarre hinsichtlich des Verbleibs der Kapelle teile. Weiter heißt es: „Die Gemeinde ist selbstredend bereit,

---

<sup>197</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793

das Kapellchen niederzulegen und alles evtl. noch brauchbare Material der kath. Kirchengemeinde zur Verfügung zu stellen.“<sup>198</sup>

Daraufhin fasste der Kirchenvorstand am 9. März 1936 folgenden Beschluss: „Die Kirchengemeinde tritt den ganzen Kapellenplatz an die Zivilgemeinde ab. Die Zivilgemeinde zahlt als Kaufpreis einen Betrag von 2000 Rm. Davon gelten 800 Rm als gezahlt durch Übertragung des Grundstückes Grundbuch Burgwaldniel, Flur 3, Parzelle 648/476, groß 17 Ar an die Kirchengemeinde. Auch übernimmt die Zivilgemeinde den Abbruch der Kapelle und stellt das noch brauchbare Material der Kirchengemeinde zur Verfügung. Desweiteren wird beschlossen, auf dem alten Kirchplatz eine neue Kapelle zu errichten.“<sup>199</sup>

In einem Brief vom 24. April 1936 teilte Pfarrer Möhlen dem Generalvikariat diesen Beschluss mit und verwies darauf, dass ohnehin nur noch zweimal im Jahr, und zwar an den Festen des hl. Sebastian und des hl. Rochus, in der Kapelle eine Messe zelebriert werde und dass die frühere Stiftung für die Kapelle nicht mehr bestehe. Um allerdings die Tradition zu wahren, solle die Kapelle auf dem alten Kirchplatz wieder aufgebaut werden.<sup>200</sup>

Daraufhin lässt der Provinzialkonservator der Rheinprovinz die Kapelle am 13. Oktober 1936 im Beisein von Pfarrer Möhlen und dem Diözesanbaurat Spölgen nochmals besichtigen. In dem danach gefertigten Bericht heißt es: „Die Kapelle, ein ganz schlichter, rechteckiger Bau, stand früher unter einer Gruppe alter Linden vor der Stadt. Inzwischen ist der Baumbestand gefallen und die Kapelle von hässlichen Vorstadthäusern umbaut und damit jeglichen Reizes entkleidet worden. Obendrein bildet sie ein beträchtliches

---

<sup>198</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793

<sup>199</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793; Kirchenvorstand vom 9.3.1936

<sup>200</sup> BDA, Pfarrarchiv Waldniel, 1338-16

Verkehrshindernis an der Einmündung der Bahnhofstraße auf die Landstraße. Der Denkmalwert ist sehr gering, zumal die Fenster bei einer Renovation 1850 verändert worden sind. Es steht daher von Seiten der Denkmalpflege dem Plane des Kirchenvorstandes, die Kapelle in veränderter Form auf dem von Bäumen umstandenen alten Kirchplatz wieder aufzubauen, nichts im Wege. Die Finanzierung der Versetzung geschieht durch die Stadt. Selbstverständlich werden die interessanten Ausstattungsstücke (Türsturz, spätgotische Plastiken usw.) in die neue Kapelle überführt und bei dieser Gelegenheit instandgesetzt werden.“<sup>201</sup> Diese Begutachtung der Kapelle spricht in ihrer Aussage über die Kapelle einen ganz anderen Ton, als die vom 20. Juli 1934, und vielleicht spiegelt sich hierin auch schon der Geist der kommenden Jahre.

Mit Datum vom 17. Oktober 1936 teilt dann der Generalvikar der Pfarre mit, dass nachdem seitens der Denkmalpflege kein Einwand gegen den Abbruch erhoben werde, auch die bischöfliche Behörde grundsätzlich mit dem Abbruch der Kapelle und ihrem Wiederaufbau auf dem alten Kirchgrundstück einverstanden sei.<sup>202</sup>

In der Ratssitzung am 2. März 1937 stimmte der Gemeinderat dem Kauf des gesamten Kapellengrundstücks und dem Abbruch der Kapelle zu.<sup>203</sup>

Am 19. August 1937 schrieb dann der Bürgermeister Dr. Kloos an Pfarrer Möhlen: „...bitte ich Sie, nachdem nun der Rochustag vorüber

---

<sup>201</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 29

<sup>202</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 28

<sup>203</sup> KA, GA Waldniel Nr. 71; Nr. 793, S. 21

ist, die Räumung der Kapelle an der Dülkener Straße möglichst in der kommenden Woche vornehmen zu lassen.“<sup>204</sup>

Den Auftrag für den Abbruch der Kapelle erhielt der Bauunternehmer Josef Gorissen. Nach einer handschriftlichen Notiz von Hubert Pötter wurde am 1. September 1937 mit dem Abbruch der Kapelle begonnen,<sup>205</sup> „und nach zwei Tagen war alles weg“, erinnert sich Walter Greferath. Und zum Glück für uns alle konnte sich die nach der Sage dort eingemauerte Pest nicht wieder befreien und ausbreiten.

Übrigens: Auch der Heimat- und Verkehrsverein Waldniel hatte in der Kapelle ein Verkehrshindernis gesehen. In einer Broschüre aus jenen Jahren heißt es: „Wir besichtigen ... die leider heute ein Verkehrshindernis bildende, im Jahre 1635 „aus den Mitteln frommer Katholiken“ errichtete Sebastianus- oder Rochuskapelle, die einige bemerkenswerte Sehenswürdigkeiten enthält...“<sup>206</sup>

Heute erinnert nur noch eine kleine Rasenfläche daran, dass hier einmal die Rochuskapelle gestanden hat. Kein Hinweisschild, keine Gedenktafel verweist auf ihre über 300jährige Existenz. Nur die Straße zum ehemaligen Bahnhof trägt noch den Namen „Rochusstraße“, und sicherlich hat sich schon manch einer gefragt, was es denn überhaupt mit dieser Namensgebung auf sich habe.

Zu den sichergestellten Ausstattungsstücken der Kapelle, die nach dem Abbruch der Pfarre übergeben wurden, gehörten unter anderem die wertvollen Figuren des hl. Sebastianus, des hl. Rochus und die Gruppe der hl. Anna und Maria mit dem toten Jesus, die jetzt alle in unserer Pfarrkirche einen Ehrenplatz gefunden haben. Bei allen

---

<sup>204</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 22

<sup>205</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 485 Bl. 80

<sup>206</sup> Broschüre des Heimat- und Verkehrsvereins, S. 6

dreien handelt es sich um gute spätgotische Schnitzarbeiten, die für das späte 15. oder frühe 16. Jahrhundert charakteristisch sind. Als sie beim Abbruch der Kapelle sichergestellt wurden, waren sie mit weißer Ölfarbe überstrichen. Eine solche Vorgehensweise war in früheren Zeiten häufig zu beobachten, unter anderem um potentielle Diebe abzuhalten, weil man versuchte, ihnen hierdurch vorzutäuschen, dass es sich lediglich um wertlose Gipsfiguren handelte. Laut fachkundigem Urteil ist die niederrheinische Entstehung der drei Arbeiten nicht zweifelhaft. Dafür spricht vor allem die Haar- und Faltenbehandlung, die am nördlichen und westlichen Niederrhein viel Vergleichbares hat.<sup>207</sup> Da alle Figuren wesentlich älter sind als die Kapelle, müssen sie vorher irgendwo anders gestanden haben.

Die Darstellung des hl. Rochus und die des hl. Sebastian zeigen die übliche Art der Wiedergabe der Heiligen.

Rochus, 80 cm hoch, trägt einen langen, mit einem Band zusammengehaltenen Mantel über dem ebenfalls langen, gegürteten Gehrock. Unter dem Mantel trägt er eine Wandertasche. An die breite, hochgeklappte Krempe seines Hutes sind Pilgerabzeichen angesteckt: die gekreuzten Schlüssel Petri, die von Rompilgern getragen wurden, und das Schweißtuch der Veronika. Mit der linken Hand stützt er sich auf einen Wanderstab. Seine rechte Hand zeigt auf die Pestwunden auf seinem rechten Oberschenkel, wo zur besseren Veranschaulichung die dünnen Beinlinge aufgeschlitzt sind. Gegenüber der heute allgemein bekannten Darstellungsweise des heiligen Rochus fehlt ihm jedoch ein Hund zu seinen Füßen, der daran erinnern soll, dass es ein Hund war, der dem heiligen Rochus regelmäßig Brot in seine Höhle gebracht hatte. Möglicherweise hatten sich zu der Zeit, als unsere Figur geschaffen wurde, die Attribute noch nicht so klar heraus gebildet, denn schließlich war Rochus

---

<sup>207</sup> Rhein. Kunststätten, Waldniel, S. 13; Brües E. in HB 1989, S. 233

gerade erst rd. 170 Jahre vorher gestorben. Das lässt einerseits das Fehlen des Hundes nachvollziehbar erscheinen, zeugt aber auch andererseits von einer für damalige Zeiten sehr schnellen Verbreitung seiner Heiligenverehrung.

Sebastian, ebenfalls 80 cm hoch, nur mit einem Lententuch bekleidet, ist mit Stricken an einen Baumstamm gefesselt und von Pfeilen durchbohrt. In aufrechter Haltung steht er vor seinen Peinigern, schaut ihnen gerade in die Augen und gibt so ein letztes klares Zeugnis für seinen Glauben ab. Der Sockel trägt die heute kaum noch leserliche Inschrift: ST.SEBAST.OPN.1736. (Hl. Sebastian bitte für uns. 1736). Die Jahreszahl 1736 könnte ein Hinweis darauf sein, wann die Figur für die Kapelle gestiftet worden ist. Aber einen konkreten Hinweis darauf, was genau uns die Jahreszahl 1736 mitteilen will, gibt es leider nicht.

Noch wertvoller als die beiden Heiligenfiguren ist das Vesperbild mit der hl. Anna. Es zeigt die Muttergottes mit dem Leichnam ihres toten Sohnes auf dem Schoße. Neben ihr, mit einem aufgeschlagenen Buch, sitzt die Mutter Anna, die im 15. Jahrhundert gerade am Niederrhein auch als Pestheilige besonders verehrte wurde. Dem Thema und dem Bildinhalt nach ist die Gruppe eine Vermischung von Vesperbild und Annaselbdritt; sie zeigt sowohl die Totenklage der Muttergottes wie auch das stille Beieinander und die gemeinsame Trauer von Mutter und Tochter. Damit ist sie als Werk echter Volksfrömmigkeit einmal legendenhafte Erzählung, zum anderen echtes „Andachtsbild“, das den Betrachter zum Mitleiden, zur Vertiefung in die Not der Muttergottes und den Tod des Herrn auffordern soll.

Die 85 cm hohe Gruppe ist aus einem frischen Eichenstamm geschnitzt und stammt nach fachkundiger Beurteilung von Schnitzwerk und Fassung ebenfalls aus einer niederrheinischen

Werkstatt und dürfte zur gleichen Zeit entstanden sein, wie die beiden anderen Figuren. In Deutschland gibt ikonographisch nichts Vergleichbares.

Bei einer ersten Restaurierung des Werkes im Jahre 1951 wurde der weiße Ölfarbenanstrich entfernt, der in vier Lagen aufgetragen war, und die originale Fassung wieder freigelegt wurde.<sup>208</sup>

Eine zweite Restaurierung erfolgte in den Jahren 1996/97 durch das Restauratoren Team Bonn. Seitdem steht sie in der Kirche in einer Glasvitrine und wird regelmäßig von dem Bonner Restaurator Lutz Sankowsky gewartet. Sie zeigt sich jetzt in einem wunderbaren Zustand, und stellt in der Tat ein besonderes Andachts- und Schmuckstück für unsere Kirche dar.

Die Figuren des Sebastian und des Rochus dagegen bedürfen dringend einer fachkundigen Bearbeitung, denn beide zeigen zum Teil tiefe und breite Risse im Holz. An verschiedenen Stellen blättert die Farbe ab und stellenweise ist sie schon ganz verloren, und wenn nicht bald etwas zu ihrer Rettung geschieht, besteht die Gefahr, dass wir sie vielleicht eines Tages ganz verlieren. Vielleicht finden sich ja Sponsoren, die mithelfen, die Kosten in Höhe von rd. 10.000 Euro für die Restaurierung dieser beiden Figuren zu tragen.

Da der damalige Pfarrer Möhlen nach dem Abbruch der Kapelle nichts mit diesen drei weiß angestrichenen Figuren anzufangen wusste, wollte er sie gar nicht haben. Und so blieb dem Bauunternehmer Gorissen nichts anderes übrig, als sie zunächst einmal mit zu sich ins Büro zu nehmen, wo sie dann rund zehn Jahre bis etwa 1947 standen. In dieser Zeit zierten sie regelmäßig den „Hausaltar“ der Familie Gorissen am Markt, wenn die Fronleichnamsprozession vorüber zog. Doch befand sich die Familie

---

<sup>208</sup> Rhein. Kunststätten, S. 12; Clemen, S.29; Brües E. in HB 1989, S. 233.



Gorissen in einem Dilemma. Einerseits wollte sie die kostbaren Figuren gerne wieder an die Pfarre zurück geben, andererseits durfte dem Pfarrer aber nicht immer der hohe Wert der Figuren vorgehalten werden, denn sonst hätte er womöglich die Figuren verkauft und aus dem Verkaufserlös irgendwelche Reparaturen bezahlt. Guter Rat war somit teuer, zumal zu jener Zeit häufig der Museumsdirektor Wember aus Krefeld im Hause Gorissen zu Gast war, der natürlich sofort den Wert der Figuren erkannt hatte und sie gerne für sein Museum erworben hätte. Als schließlich der Platz im Büro benötigt wurde, packte Leonhard Gorissen die Figuren kurzerhand auf eine Schubkarre und brachte sie zum Pfarrhaus, von wo sie dann endlich den Weg in die Kirche fanden, wo sie eigentlich schon lange hin gehörten.

Auch das alte Messbuch aus der Rochuskapelle wurde gerettet und befindet sich heute im Pastorat. Es handelt sich um ein mit starken Schnüren gebundenes Buch mit hölzernen Buchdeckeln, die mit Leder überzogen waren. Der lederne Buchrücken fehlt. Der Lederbezug der beiden Buchdeckel ist stark beschädigt. Auf die Ecken der Buchdeckel waren Winkel aus Metall aufgesetzt, von denen nicht mehr alle vorhanden sind. Außerdem hatte das Buch zwei metallene Buchschließen, von denen noch eine intakt ist. Das Buch ist 20 cm breit, 28,5 cm hoch und mit geschlossener Schließe 7,5 cm dick. Die Seitenränder sind zum Teil schon einmal verstärkt worden. Das Buch weist zahlreiche Wasserschäden auf. Einige Seiten sind lose und stark beschädigt. Einzelne Seiten fehlen. Das Erscheinungsjahr des Buches ist nicht bekannt. Das letzte dort zitierte päpstliche Dekret stammt vom 21. Juni 1670. Demnach könnte das Buch kurz danach gedruckt worden sein.

Innen auf die beiden Buchdeckel sind Fragmente in lateinischer Sprache geklebt. Auf der ersten Seite enthält es folgende Inschrift: "Ad usum sacelli Sti Sebastiani Martyris prope oppidum in

WaldNiele 1783.<sup>209</sup> Gebet, so wird Euch gegeben werden.“<sup>210</sup> Darunter steht ein großes geschwungenes **L**, das wohl auf den Evangelisten Lukas hinweisen soll. (Es folgen noch einige unleserliche Worte). Die vorletzte Seite enthält folgende handschriftlichen Zeilen: „1782 d. 26 Xbris me Amplissimus Dominus J Gerardus Feicus Decanus Wassenbergis Pastor in Ameren Sti Antonii in veram realem corporalem possessionem introduxit Beneficii Simplicis in Sacello sub invocatione Sti Sebastiani Martyris prope oppidum WaldNielsenem. Severin Hartges pro tempore Rector praedicti sacelli, mpp (manu propria).<sup>211</sup>

Bei dem „Beneficium simplex“, von dem Hartges hier spricht, handelt es sich um die Stiftung, die Budemius 1649 eingerichtet hatte. Und es bedeutet, dass Severin Hartges am 26. Dezember 1782, also am 2. Weihnachtstag, durch den Dechanten und Pfarrer von Amern St. Anton, Johann Gerhard Feickus<sup>212</sup>, hier als Kaplan eingeführt worden ist. Pfarrer in Waldniel war zu jener Zeit Johann Bernhard Schlebusch (1770-1792). Severin Hartges, ein gebürtiger Waldnieler, war vom 26. Dezember 1782 bis 1798 hier in Waldniel als Kaplan tätig, wurde dann Pfarrer in Lüttelforst, kam 1828 als Pfarrer nach Waldniel zurück, wo er 1829 starb.

---

<sup>209</sup> Zum Gebrauch der Kapelle des Hl. Märtyrers Sebastian nahe dem Ort in WaldNiele 1783.

<sup>210</sup> Lukas 6, 38

<sup>211</sup> 1782 d. 26 Dezember hat mich der Ehrwürdige Herr J. Gerhard Feickus, Dekan von Wassenberg, Pastor in Amern St. Anton, in den wahren realen körperlich Besitz (Innehabung) des Benefiziums simplex der Kapelle unter der Anrufung des Hl. Märtyrers Sebastianus nahe dem Waldnieler Ort eingeführt. Severin Hartges zurzeit Rector der vorerwähnten Kapelle, eigenhändig.

<sup>212</sup> Über den damaligen Pfarrer von Amern und Dechant der Christianität Wassenberg Johann Gerhard Feickus steht im Sterbebuch der Pfarre St. Anton folgender Eintrag: „10. aprl. 1788 in Amern obiit Johann Gerhard Feickus hujus parochia Pastor et decanus“ (Am 10. April 1788 starb in Amern Johann Gerhard Feickus, Pastor dieser Pfarre und Dekan).

Die letzte Seite des Messbuches enthält noch einen handgeschriebenen, unleserlichen Satz und in roten Buchstaben das Wort „Casser“. Bei diesem Wort „casser“ könnte es sich um das französische Wort für „zerstören, zerbrechen“ handeln. Bekanntlich hatten franz. Revolutionstruppen ja auch Waldniel von 1794 bis 1814 besetzt, und die im freien Felde liegende Kapelle dürfte auch in dieser Zeit einiges erlitten haben.

Des weiteren befindet sich auf dem Dachboden des Pfarramtes noch eine alte Glocke, deren Herkunft heute nicht mehr nachzuvollziehen ist. Leider besitzt die Glocke keine Inschrift, doch ihrer Größe nach zu urteilen, könnte es sich um die Glocke aus der Rochuskapelle handeln.

Das war zwar das Wichtigste, was von der alten Kapelle gerettet wurde, aber es war noch nicht alles. Norbert Ostendarp, der später mit seiner Frau Cecilie viele Jahre die von seinem Vater gegründete Arztpraxis weiterführte, war als junger Knabe natürlich direkt zur Stelle, als unmittelbar vor seinem Elternhaus die Kapelle abgerissen wurde. Pfiffig, wie er war, besorgte er sich aus dem Abbruchmaterial die bleiverglasten Fenster und löste die Bleistege von den einzelnen Scheiben. Mit tatkräftiger Unterstützung seiner älteren Schwestern schmolz er dann das Blei ein und fertigte sich daraus „Zinnsoldaten“ zum Spielen.

Die Kapelle war also dem Bau der neuen Straße gewichen. Die wertvollen Inventarstücke waren geborgen. Aber was geschah nun weiter mit dem Plan, sie auf dem alten Kirchplatz neben dem Markt wieder aufzubauen?

Die bischöfliche Behörde hatte schon in dem Schreiben vom 17. Oktober 1936 darauf hingewiesen, dass sie der Vorlage der Pläne für

die neue Kapelle „zur gegebenen Zeit“ entgegen sehe.<sup>213</sup> Und tatsächlich befindet sich in den Unterlagen des Kreisarchivs auch der Entwurf für die neue Kapelle.<sup>214</sup> Doch in den dann anbrechenden Zeiten nationalsozialistischer Herrschaft war an den Bau einer Kapelle nicht zu denken. So geriet das Vorhaben allmählich immer mehr in Vergessenheit, denn die Menschen hatten mit den entbehrungsreichen Auswirkungen des 2. Weltkrieges und der anschließenden Nachkriegszeit genügend andere Probleme zu meistern. Erst als die Zeiten wieder besser waren, erinnerte Dr. Schrimpf in der Kirchenvorstandssitzung vom 10. August 1960 an den seinerzeit geplanten Wiederaufbau der Kapelle. Und tatsächlich scheint er bei seinen Kollegen im Kirchenvorstand und auch bei dem damaligen Pfarrer Werner Gehör gefunden zu haben. Denn in einem Artikel der Rheinischen Post vom 2. Januar 1962 mit der Überschrift „Wieder eine St.-Rochus-Kapelle?“ heißt es: „Das verflossene Jahr war für die katholische Pfarrgemeinde St. Michael Waldniel ein bedeutsames. Die einzelnen Ereignisse wurden in der Jahresabschlussandacht am Silvestertag von Pfarrer Werner noch einmal in die Erinnerung gerufen... Erfreut vernahm man von der vorgesehenen Gestaltung des alten Kirch- und Friedhofsplatzes, an der Niederstraße und am Zugang zum Markt gelegen... An dieser Stelle soll nun eine Kapelle erbaut werden, für deren Errichtung bereits ein Grundstock aus einem gestifteten Geldbetrag vorhanden ist. Ferner hat sich ein Waldnieler Handwerker bereit erklärt, kostenlos die Inneninstallation zu übernehmen und das erforderliche Material zur Verfügung zu stellen. Ob die Kapelle den Namen des heiligen Rochus ... erhalten soll oder vielleicht Marienkapelle heißen wird, steht noch nicht endgültig fest. Die Anlagen ringsherum sollen ein besinnliches Ruheplätzchen für alte Leute werden. Damit dürfte für diesen inzwischen ziemlich verwahrlosten alten Kirchplatz eine glückliche Lösung gefunden sein.“

---

<sup>213</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 28

<sup>214</sup> KA, GA Waldniel, Nr. 793, S. 27

Danach hört man nichts mehr über den Kapellenbau. Und somit verlieren sich auch diese letzten Spuren unserer alten Kapelle. Das Waldnieler Kapitel einer Sebastianus- oder Rochskapelle ist damit endgültig zu Ende. Die Kapelle ist Geschichte geworden.



## Die Mühle

Die Suche nach dem wahren Kern unserer heimischen Sage über den Bau der Sebastianus- oder Rochuskapelle führt uns nun zu der Handlung des älteren der beiden Brüder, der das vom Vater gegebene Versprechen nicht einlösen wollte, sondern statt der Kapelle eine Mühle gebaut haben soll.

Ursprung und Herkunft der Windmühlen sind umstritten und ungewiss, doch geht die Vermutung, dass sie aus dem Orient hier eingeführt worden sind. Die ersten Windmühlen wurden in Deutschland fast fünfhundert Jahre später errichtet als die ältesten bekannten Wassermühlen. Und während Wassermühlen in allen deutschen Regionen betrieben wurden, blieben Windmühlen auf die Standorte beschränkt, die hinreichend eben und windsicher waren. Jedenfalls stand 1222 eine Windmühle in Köln bei der Porta Clericorum, der Pfaffenpforte, nahe dem heutigen Bahnhofsvorplatz.<sup>215</sup> 1253 konnte ebenfalls eine Windmühle in Deutschland nachgewiesen werden, denn der Erzbischof von Köln erteilte den Zisterziensermönchen der Abtei Kamp die Genehmigung zum Bau einer Windmühle.<sup>216</sup>

Die ältesten Mühlen sind Bockwindmühlen. Der Bock, der der Mühle den Namen gibt, stützt den senkrecht stehenden Hausbaum, auf dessen oberem Zapfen über eine mächtige Balkenkonstruktion der gesamte Mühlenkasten drehbar gelagert ist. An dem herausragenden Sterz wird die Mühle in den Wind gedreht.

Ihre Bauweise machte die Bockmühle in idealer Weise für Umsetzungen geeignet. Viele der heute stehenden Mühlen dieser Art standen vorher schon an einem anderen Ort und verrichteten dort

---

<sup>215</sup> Vogt, Windmühlenführer, S. 11

<sup>216</sup> Kress, Windmühlen am Niederrhein, S. 10

ihren Dienst. Seit dem 16. Jahrhundert wurden jedoch nach und nach in den windreichen Gebieten Norddeutschlands diese Mühlen durch die von holländischen Mühlenbauern konstruierten und deshalb nach ihnen benannten Holländermühlen verdrängt, bei denen der untere Teil gemauert ist, während der obere Teil in der Regel aus einer im Grundriss achteckigen Holzkonstruktion besteht. Diese Mühlen hatten auf einer wesentlich verbreiterten Fundamentfläche eine weitaus größere Standfestigkeit und boten mehr Platz für Waren und technische Ausstattung. Nur noch die Haube mit dem Flügelkreuz musste in den Wind gedreht werden, was anfänglich mit einer außen angebrachten Balkenkonstruktion, später mittels Windrose automatisch erfolgte. Durch den Einbau eines oder mehrerer Sockelgeschosse wurden die Mühlen höher, und das Flügelkreuz konnte die in größerer Höhe stärker wehenden Winde nutzen. Doch auch hierbei waren immer noch die Fähigkeiten des Müllers entscheidend für die Lebensdauer der Mühle, insbesondere der Flügel. Er musste aufziehende Stürme, eine Änderung der Windrichtung oder das stärkere Aufkommen des Windes früh erkennen und sich darauf einstellen. Unregelmäßiges Drehen der Flügel konnte die Zapfen des hölzernen Räderwerks zerbrechen oder sogar die Flügel abreißen. Um das zu verhindern, war es nötig, die Besegelung der Flügel zu verändern. Ähnlich wie bei Schiffen, wo bei stärker wehendem Wind abgetakelt wird, konnte man auch an der Windmühle durch das Ziehen von Leinen die Segelfläche der Mühle innerhalb weniger Minuten verändern, oder, falls die Flügel mit einem Lattengestell bestückt waren, diese wie Jalousien regulieren. Bei uns am Niederrhein war die übliche Art der Besegelung die mit Leinen, da der Stoff gegen die Böen mehr Widerstand leisten konnte als ein Lattengestell.<sup>217</sup>

In Form und Funktion den Holländermühlen nahe stehend und deshalb auch im Volksmund als solche bezeichnet, sind die

---

<sup>217</sup> Kress, S. 20



vollkommen massiv errichteten Turmwindmühlen. Über ihre Herkunft ist man sich noch nicht sicher.

Im Flachland, also auch am Niederrhein, mussten die Mühlen hoch an den Wind gebracht werden, daher wurden bei Bedarf kleine Berge aufgeschüttet oder aufgemauert und man sprach von einer Bergmühle, im Gegensatz zu einer Feldmühle, die meist auch auf einem natürlichen Hügel lag.<sup>218</sup>

In den Unterlagen des Grundbuchamtes beim Amtsgericht Viersen wird die Fläche an der Friedenstraße, auf der unser Mühlturm heute noch steht, als „Historische Anlage – Pestmühle“ bezeichnet. Wie in vielen anderen Aussagen über die Mühle wurde auch hier mangels genauer Kenntnis so manches hinein interpretiert, um die geheimnisumwitterte Herkunft aus der Zeit der Pest zu untermauern. Aber die Zeiten der Pest waren schon lange vorbei, als mit dem Bau der Mühle begonnen wurde, denn der Turm gehört zu einer Mühlenanlage, die auf freiem Felde an einer hoch gelegenen Stelle mit guten Windverhältnissen erbaut wurde, und zwar rund 200 Jahre später als die Sebastianus- oder Rochuskapelle. Und es gab auch keinen Vorgängerbau, der weit in frühere Jahrhunderte zurück reichte.

Als mit der Aufhebung der Feudalrechte in der Franzosenzeit (1794-1814) auch die Bannbezirke der Mühlen und damit der Zwang, sein Korn bei einer bestimmten Mühle mahlen zu lassen, aufgehoben wurde, konnten von jedem Interessenten neue und konkurrierende Mühlen gebaut werden. Erforderlich war nur noch eine baupolizeiliche Erlaubnis. Damit nun aber kein Wildwuchs entstand, mussten bestimmte Erfordernisse eingehalten werden.

---

<sup>218</sup> Vogt, Windmühlenführer, S. 11

Waldniel gehörte während der Zeit der Zugehörigkeit zu Frankreich zum Kanton Bracht, der eine Untergliederung des Roerdepartements war. Nach einem Präfekturbeschluss vom 29. Nivôse XI (19. Januar 1803) musste in diesem Departement bei der Neuanlage von Mühlen vor allem ein Mindestabstand von 300 m von größeren öffentlichen Straßen eingehalten werden, damit die Pferde der vorbei ziehenden Fuhrwerke nicht vor dem Lärm und den sich drehenden Windmühlenflügeln scheuten.<sup>219</sup>

Mit Datum vom 26. April 1827, als Waldniel also schon gut zwölf Jahre lang preußisch regiert wurde, stellte Joh. Hartges bei dem Königlichen Bürgermeisteramt zu Burgwaldniel folgendes „Gesuch um Erlaubnis zur Erbauung einer Windmühle“: „Da ich gesonnen bin in dem Bezirke der Gemeinde Burgwaldniel eine Windmühle zu erbauen, und mir es unbekannt ist, in wie weit hierzu eine Erlaubnis von Seiten der höheren Behörde erforderlich ist, indem ich selbstredend die Anlage derselben nach den bestehenden polizeilichen Bestimmungen zu machen bereit bin: so wird ein wohllobliches Bürgermeisteramt andurch ergebenst gebeten das Weitere gütigst besorgen zu wollen.“<sup>220</sup> Die Mühle sollte nicht nur eine Ölmühle werden, sondern auch ein Geläuf für Weizen sowie eines für Roggen erhalten.

Unter dem 27. August 1827 findet sich die Stellungnahme der Gemeinde gegenüber der Regierung in Düsseldorf. Darin heißt es: „Nach Auftrage des Unternehmers soll die zu errichtende Windmühle, für Weizen ein Geläuf und ein Geläuf für Roggen nebst einer Ölmühle werden.

Öffentliche Anlagen, soviel dem Berichterstatter bekannt ist, kann diese Anlage nicht zum Schaden seyn, sondern bringt vielmehr für die umliegende Gegend viele Gemächlichkeit dar, indem anders

---

<sup>219</sup> Vogt, Windmühlenführer, S. 30

<sup>220</sup> HSTAD, Reg. Düsseldorf Nr. 2076, Bl. 22;

keine Windmühle, als jene des Herrn Printzen von Ameren St. Georg, welche ½ Stunde von hier entfernt, vorhanden ist; auch ist in der Nähe keine Wassermühle als die Hauser Mühle<sup>221</sup> auf den Kranenbach, ¼ Stund von dieser Stelle, welche nicht über vier Malter pro Tag mahlen kann und in der Bürgermeisterei Amern St. Georg gelegen ist.

Das Gesetz vom 9<sup>ten</sup> Ventôse Jahr 13. befiehlt genau der Art V, dass wenigstens 6 Mètres von den öffentlichen Wegen entfernt gebaut werden solle, die Anlage auch über 6 Mètres vom Wege geschehen kann – Auch ist bestimmt gesagt in der Police rurale – Etablissements des Moulins: Aucune de ces considerations locales et de souveraineté n'étant applicable aux Moulins à vent, chacun peut en etablier sur sa propriété, sans autorisation préalable de l'autorité publique, sauf le cas de leur établissement dans la ligne des Douaners.<sup>222</sup>

Dem allen ungeachtet, glaube ich es für nötig, dass hier bestehende Prefecture Beschlüsse, welche noch in Kraft sind, berühren zu müssen.

In dem Prefecture Beschlüsse vom 29<sup>ten</sup> Nivôse Jahr XI, Art. VI heißt es: Die Windmühlen oder Hammerwerk, deren Getöse oder Bewegung die Pferde verscheuchen könnten, müssen 300 Mètres von den Landstraßen errichtet werden; es sollen derer keine in geringerer Entfernung angelegt werden mögen, als auf eine besonderen Erlaubnis. -

Art. VII Die Gesuche um Erlaubnis und Abmessungen sollen von dem Prefect, mittels der Mayre und Sousprefecte gerichtet werden etc; etc.

Die unmaßgebliche Meinung des Berichterstatters geht dahin: dass, die Straße 1<sup>ter</sup> Classe N<sup>o</sup> 5. von Süchteln, Dülken über Waldniel nach Maastricht<sup>223</sup> bedeutend genug ist, um berücksichtigt zu werden, dass

---

<sup>221</sup> Die Hausermühle stand im heutigen Kaiserpark.

<sup>222</sup> ...jeder kann eine (Windmühle) auf seinem Eigentum bauen, ohne vorherige behördliche Erlaubnis, nur muss der Bau innerhalb den Grenzlinien sein.

<sup>223</sup> heute: Dülkener Straße

selbe sicher passiert werden kann; diese Straße ist um 55 Ruthen = 207 Mètres von dem Platze, wo die Mühle errichtet werden soll, entfernt. – Dann durchkreuzt sich neben dem Stück Land, welches ca. 1 Morgen groß ist, auf welchem die Windmühle errichtet werden soll der Seldersweg/:Wimmer Gierweg genannt<sup>224</sup>, und der benachbarte Weg von Waldniel nach gen Eicken.<sup>225</sup>

Vom benannten Wimmer Gierwege, kommt die Windmühle 2½ Ruthen entfernt circa 9 2/5 Mètres und von dem Wege nach gen Eicken circa 15 Ruthen oder 56½ Mètres. – Auch dieser Weg wird häufig gebraucht und dürfte daher dem Unternehmer aufgegeben werden, eine andere Platz auszumitteln, welche mehr von den Wegen entfernt wäre.

Es bleibt der Klugheit der vorgesetzten Behörde anheim gestellt, darüber zu entscheiden, ob dem Unternehmer diese Erlaubnis erteilt werden kann.“<sup>226</sup>

Diese Stellungnahme der königlichen Burgwaldnieler Bürgermeisterei ist in mehrerer Hinsicht interessant. Einmal bezeugt sie, dass außer der Printzenmühle in Amern St. Georg keine andere Windmühle in erreichbarer Nähe war, zum anderen gibt sie einige Details über die Hausermühle bekannt. Diese war demnach noch in Gebrauch, konnte jedoch wohl wegen des geringen Wasseranfalls nur noch 4 Malter Getreide pro Tag mahlen. Auch lag die Hausermühle – wenn der Schreiber sich nicht vertan hat – eigenartigerweise in der Gemeinde Amern St. Georg, also in einer Art Exklave, da der Kranenbach ja die Gemeinden Kirspel-, bzw. Burgwaldniel von Amern St. Anton trennte. Und wenn an dieser Stelle an der Friedenstraße jemals eine Vorgängermühle gestanden hätte, so hätte der peinlich korrekte Berichterstatter sicherlich darauf hingewiesen.

---

<sup>224</sup> heute: Turmstraße

<sup>225</sup> heute: Schulstraße

<sup>226</sup> HSTAD, Reg. Düsseldorf Nr. 2076, Bl. 29 - 32

Die Gemeinde Burgwaldniel hatte also zunächst Bedenken wegen der Nichteinhaltung der aus der Franzosenherrschaft stammenden Abstandsvorgaben und schlug deshalb vor, einen anderen Standort für die Mühle zu suchen, obwohl der ausgesuchte Standort der höchstgelegene Punkt und somit für die Anlage einer Windmühle bestens geeignet war.

Doch haben die Bedenken der Gemeinde nicht ausgereicht, den Bau der Windmühle an dieser Stelle zu verhindern, und in einer „Nachweisung aller während des Jahres 1829 im Regierungs-Bezirk Düsseldorf neu entstandenen Anlagen, Mühlen ff. nebst Beschreibung der örtlichen Lage derselben“<sup>227</sup> steht, dass in der Bürgermeisterei Burgwaldniel im Kreis Kempen eine Windmühle errichtet worden ist. Diese Mühle hatte keinen besonderen Namen und „liegt in der Nähe von Burgwaldniel ..., an dem Weg nach Dülken auf dem Dreieck zwischen dem sogenannten Kampe und den sechs Morgen.“ Und das ist genau die Fläche an der Friedenstraße, auf der sich auch heute noch der Mühlenturm befindet. Auf dem sogenannten Kampe befindet sich heute das Wohngebiet „Im Kamp“ und die Fläche zwischen Friedenstraße, Turmstraße (nördlicher Teil), Dülkener Straße, Heerstraße und Eickener Straße, also dort, wo jetzt u.a. Turnhalle, Realschule und Gymnasium sind, hieß früher „An den sechs Morgen“.

Da stand sie nun, die Mühle mit ihren Nebengebäuden. Die Mauerstärke des Turmes beträgt unten 1,64 m, nach oben hin verjüngt sie sich. Eine heute nicht mehr vorhandene Inschrift lautete: „IM JAHRE 1828 VON JOHANN HARTGES u. MARGARETHA JANS ERBAUT.“ Eine weitere, ebenfalls verschwundene Inschrift vermittelt uns heute noch die großen Hoffnungen, die das Ehepaar Hartges an diese Mühle geknüpft hatten: „† I.H.S. DILUCULUM

---

<sup>227</sup> HSTAD, Reg. Düsseldorf Nr. 387, Bl. 2/3

FORTUNAE HIC VENIET 1828“ († I.H.S. Die Morgenröte des Glücks wird hier erscheinen 1828.)<sup>228</sup>

Greifen wir kurz vor und sehen uns einen Nachweis der Gemeinde Burgwaldniel an, den der damalige Bürgermeister Terwelp am 14. Juni 1870 aufgestellt hat. Darin wird die Mühle in der Steuerrolle für 1870 unter Nr. 2204 als Windmühle, und zwar als Holländische Mühle mit 12 Thalern besteuert. Unter „Bemerkungen“ heißt es dort: „Die Windmühle wird bei Windstille durch eine Lokomobile von 8 Pferdekräften getrieben.“ Und in einem Steuernachweis von 1872 wurde sie sogar als Dampfmühle geführt.<sup>229</sup>

Derartige Lokomobile waren fest mit einem Dampfkessel verbundene, fahrbare Dampfmaschinenanlagen, die etwa ab 1810 von England aus kommend als Antrieb für alle möglichen landwirtschaftlichen Geräte verwendet wurden und die damit den Einzug der Industrialisierung in die Landwirtschaft begründeten.

Anscheinend hatte die Familie Hartges zum damaligen Zeitpunkt vor, ganz groß in das Mühlengeschäft einzusteigen, denn im Jahre 1846 hatten die Gebrüder Hartges noch einen Antrag gestellt, auf dem Rhein bei Krefeld-Uerdingen eine Schiffs-Getreidemühle errichten zu dürfen. Dieser Standort im Uerdinger Rheinbogen, scheint von den Strömungsverhältnissen besonders geeignet gewesen zu sein, denn schon aus dem 14. Jh. sind Schiffmühlen dort bekannt.

Solche Schiffsmühlen bildeten eine Sonderform der Wassermühlen. An einem Schiff, das fest im Strom verankert lag und eine Mühleneinrichtung besaß, war ein unterschlächtiges Wasserrad befestigt, das sich im ständigen Strom des Wassers mitdrehte und die Mühle auf dem Schiff antrieb. Bei Niedrigwasser mussten die

---

<sup>228</sup> Private Unterlagen von Günter Teeuwen, Wallweg.

<sup>229</sup> HSTAD, LA Kempen Nr. 361

Schiffmühlen oft bis weit in die Fahrinne gezogen werden, was dann regelmäßig zu Behinderungen für den Schiffsverkehr führte. Um diesen Behinderungen vorzubeugen, wurden im 19. Jahrhundert jedoch kaum noch neue Schiffsmühlen zugelassen. So gab es 1850 auf der ganzen Rheinstrecke nördlich von Mainz keine einzige Schiffmühle mehr.<sup>230</sup> Sie waren durch die im 19. Jahrhundert aufkommenden Dampfmühlen ersetzt worden.

Der Antrag der Gebrüder Hartges wurde folglich auch mit Bescheid vom 4. März 1847 durch die Ministerien der Finanzen und des Innern abgelehnt. Mit Schreiben vom 26. März 1847 wurde der Landrat Foerster in Kempen durch die Königliche Regierung zu Düsseldorf, Abteilung des Innern, beauftragt, die Gebr. Hartges entsprechend zu informieren. Daraufhin beauftragte dieser wiederum den Bürgermeister Kirschkamp in Burgwaldniel mit den entsprechenden Handlungen.<sup>231</sup> Was aus der bereits gekauften Schiffsmühle geworden ist, ist unbekannt.

So blieb es also bei der einen Mühle in Waldniel, die anscheinend zunächst auch gut lief. Laut Zugangsregister der Gewerbesteuerpflichtigen für die Bürgermeisterei Burgwaldniel für das I. Semester 1831 hat der Müller Johann Hartges, der Erbauer der Mühle, sein Gewerbe, für das eine jährliche Steuer von 12 Reichstalern zu entrichten war, zum 1. April 1831 an seinen Sohn Friedrich Michael Hartges, wohnhaft in Burgwaldniel 81, übertragen.<sup>232</sup>

Dieser betrieb die Mühle bis ins Jahr 1863. Mit Vertrag vor dem königlichen Notar Friedrich Nellinger zu Dülken vom 3. September 1863 verkauften dann „der Ackerwirth Friedrich Hartges zu Stöcken,

---

<sup>230</sup> Vogt, Wassermühlenführer, S. 38

<sup>231</sup> HStA Düsseldorf, LA Kempen, Nr. 547

<sup>232</sup> Kreisarchiv, GA Waldniel Nr. 149 Bl. 5/6

sowie Anna Gertrud und Anna Catharina Hartges“ die Mühle für 3.000 Taler an Heinrich Brouns und dessen Ehefrau Anna Catharina Thelen.<sup>233</sup>

Jedoch scheinen die Eheleute Brouns auf Dauer nicht mehr viel Glück auf der Mühle gehabt zu haben. Die Industrialisierung des Müllerhandwerks war immer weiter fortgeschritten. Waren es zunächst große Dampfmaschinen, so wurden sie später im 19. Jahrhundert ersetzt durch Mahlwerke, welche mittels eines Verbrennungs- und des Elektromotors angetrieben wurden. Das hatte gegenüber den alten Wasser- und Windmühlen den enormen Vorteil, dass sie unabhängig waren von Wind und Wetter. Dadurch konnten jetzt Großbetriebe der Müllerei an allen denkbaren Standorten angesiedelt werden, wenn sie nur verkehrsgünstig lagen.

Und so blieb es denn leider auch nicht aus, dass den Eheleuten Brouns immer mehr die wirtschaftliche Grundlage entzogen wurde, obwohl immer noch viele der einheimischen Landwirte ihr Korn zu ihnen brachten. Immer häufiger mussten sie Kredite aufnehmen, unter anderem von ihren Kunden. Nicht nur die Vorbesitzer Hartges hatten noch offene Forderungen, neben etlichen anderen hatten auch die Brüder Johann Peter und Johann Michael Strater, beide „Zimmermann und Ackerer zu Kirspelwaldniel im Hostert“, den Eheleuten Brouns mehrere durch Hypotheken gesicherte Darlehen gewährt. Und so kam, was kommen musste: irgendwann konnten die Eheleute Brouns ihren Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommen und das Ganze wurde ein Fall für die Gerichte.

Die Vorbesitzer Hartges, die Brüder Strater sowie weitere Gläubiger hatten zwischenzeitlich ihre Forderungen an den aus Barmen stammenden und jetzt auf Haus Klee wohnenden Kaufmann Eduard

---

<sup>233</sup> Private Unterlagen der Familie Hoffmann, Hostert, als Nachkommen der Familie Strater.



Roszbach<sup>234</sup> abgetreten. Nachdem alle Versuche, die Forderungen anderweitig beizutreiben fehlgeschlagen waren, wurde auf Roßbachs Betreiben dann letztendlich ein Zwangsversteigerungstermin für die Mühle anberaumt. In dem Versteigerungsprotokoll wird Roszbach ausdrücklich als Zessionar, also als Inhaber der übertragenen Forderungen, benannt.

Am 13. Oktober 1880 fand die Versteigerung der Mühle mit den dazu gehörenden Gebäuden und Gerätschaften wegen Zahlungsunfähigkeit der Eheleute Brouns, die zu diesem Zeitpunkt noch dort wohnten, bei dem königlichen Amtsgericht in Dülken statt. Nur 17 Jahre hatte das vermeintliche Glück der Eheleute Brouns gedauert, doch was für sie eine wirtschaftliche Katastrophe bedeutete, erweist sich heute für uns als unerwarteter Glücksfall, denn in den Versteigerungsakten befindet sich eine detaillierte Beschreibung der gesamten Mühlenanlage, wie sie sich zum Zeitpunkt der Versteigerung darstellte, und die gegenüber der ursprünglichen Anlage aus dem Jahre 1828 nur unwesentlich verändert sein dürfte.

In der Beschreibung des Versteigerungsobjektes heißt es: „Wohnhaus mit Hofraum, Hausgarten, Karrenschuppen, Dampfmaschinengebäude, Kesselhaus, Anbau, Scheune, Stallung, anhabendes Ackerland und dazu gehörende Thurmwindmühle, Rossmühle<sup>235</sup> und alles sonstige An- und Zubehör, gelegen am Kamp, Gemeinde und Bürgermeisterei Burgwaldniel, Kreis Kempen, neben zwei Wegen Pastoratsland und Leonhard Hillekes, katastrirt Flur 3, Nummer 778 und 477, groß 142 Ruthen 20 Fuß oder 20 Ar 17 Meter, bezeichnet mit Nr. 266. Die Windmühle hat vier Flügel, ist thurmartig in Stein unter schwarzer Ziegelbedachung erbaut, hat

---

<sup>234</sup> 1854 war der Wuppertaler Seifenfabrikant Roszbach durch Heirat in den Besitz von Haus Klee gekommen. 1870 ließ er das „alte“ Haus Klee abreißen und an seiner Stelle durch den königl. hannoverschen Baurat Edwin Oppler ein Schloss errichten.

<sup>235</sup> Ein mit Pferden betriebenes Mühlenwerk.

westlich nach Waldniel zu unten die Eingangstür<sup>236</sup>, oben und unten insgesamt 12 kleine Fenster respective Luftlöcher. Die Gebäulichkeiten nebst Kesselraum unter Pappdach, versehen mit eisernem Schornstein und dem nach der Mühle zu befindlichen Einfahrtstore, sind einstöckig, theils in Stein und theils in Fachwerk unter roter Ziegelbedachung erbaut. Der als Wohnhaus genutzte Teil hat nach dem Weg respective Waldnieler Seite hin unten 5 Fenster, in der nördlichen Giebelseite unten eine Eingangstür, zwei Fenster oben und 1 Schornstein.“<sup>237</sup>

Die Mühlenanlage begann also mit dem Wohnhaus direkt an der Friedenstraße, Ecke Turmstraße und zog sich entlang der heutigen Turmstraße zum Turm hin. In der Mitte der Grundstücksfläche befanden sich die Nebengebäude, die ebenfalls von der Friedenstraße Richtung Turm verliefen, so dass man eine in sich geschlossene Hofanlage hatte, die einige Meter vor dem Mühlenturm endete.<sup>238</sup> Der weitere Grundstücksteil entlang der Friedenstraße war der Hausgarten.<sup>239</sup> Später wurden die Gebäude jedoch verändert bzw. abgerissen, so dass zuletzt außer dem Mühlenturm nur noch ein Gebäude entlang der Turmstraße stand.<sup>240</sup> Auch die Grundstücke auf der gegenüberliegenden Seite der Friedenstraße, also dort, wo heute das alte Progymnasium steht, und die daneben liegende Parkplatzzufahrt, gehörten mit zu dem Besitz.

Den Zuschlag bei der Versteigerung erhielt Johann Peter Strater aus Hostert für die Gebotssumme von 8.500 Mark, der erklärte, das Anwesen für seinen Bruder Johann Michael Strater ersteigert zu haben.

---

<sup>236</sup> Der heute noch sichtbare Eingang, ist genau an der anderen Seite und dürfte später gebrochen worden sein.

<sup>237</sup> Private Unterlagen der Familie Hoffmann.

<sup>238</sup> s. Plan des Katasteramtes Viersen

<sup>239</sup> Auskunft Grundbuchamt Viersen

<sup>240</sup> s. Plan des Katasteramtes Viersen

Doch leider konnte Johann Michael Strater sich nicht lange an seinem neuen Besitz erfreuen, denn er starb schon am 14. Januar 1882, also nur knapp 15 Monate nach der Versteigerung. In der Erbauseinandersetzung zwischen seinem Bruder Johann Peter Strater und den drei Kindern des Verstorbenen, nämlich Heinrich, Gertrud und Anna Maria, vom 24. April 1882 wurden die gemeinschaftlichen Besitztümer der beiden Brüder aufgeteilt und die Mühle ging in das Eigentum der Tochter Anna Maria über.

Anna Maria Strater war verheiratet mit dem Landwirt Heinrich Sartingen aus Dülken, Waldnieler Straße. Beide betrieben nun die Mühle, und bei der ersten Anlegung des Grundbuches im Jahre 1892 wurden beide als Eigentümer der Mühlengrundstücke eingetragen.

Mit Vertrag vom 22. November 1901 vor dem königlich preußischen Notar Franz Fusbahn in Uerdingen verkauften die Eheleute Sartingen die Mühle mit den dazu gehörenden Grundstücken, Gebäuden und allem zum Betriebe der Mühle erforderlichen Zubehör für 10.000 Mark an den aus Eibrungen bei Kaiserswerth stammenden Müller Hermann Lehmkötter.<sup>241</sup> Für diese Summe haftete zusätzlich der aus Langst bei Lank stammenden Ackerwirth Peter Schmitz als selbstschuldnerischer Bürge. Die Kaufsumme sollte in zwei Raten zu je 5.000 Mark jeweils am 11. November 1902 und 1903 gezahlt werden.<sup>242</sup> Doch irgendwie scheint es zwischen den Beteiligten zu Unstimmigkeiten gekommen zu sein. Denn nachdem in einem Rechtsstreit zwischen ihnen ein Urteil vor dem Oberlandesgericht Köln ergangen war, hoben die Eheleute Heinrich und Anna Maria Sartingen sowie Hermann Lehmkötter am 8. Mai 1909 vor dem Notar Orbach in Dülken den früher geschlossenen Kaufvertrag aus

---

<sup>241</sup> Unterlagen des Grundbuchamtes Viersen

<sup>242</sup> Auch heute werden noch viele Verträge in der Landwirtschaft „zu Martini“ geschlossen, u.a. weil dann die Felder abgeerntet und leer sind.

dem Jahre 1901 wieder auf, und die Eheleute Sartingen wurden wieder als Eigentümer in das Grundbuch eingetragen.<sup>243</sup>

Was nun alles in der Zwischenzeit mit der Mühle geschehen war, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Aber es scheint, dass weder die Mühle noch die letzten vorhandenen Gebäude sonderlich funktionsfähig waren. Ob tatsächlich der Blitz in die Anlage eingeschlagen war, wie Rektor Stehr einst im Heimatbuch geschrieben hatte,<sup>244</sup> oder welche Gründe es sonst gab, wir wissen es heute nicht mehr.

Inzwischen hatte jedoch die Gemeinde Burgwaldniel Interesse an der Anlage gezeigt und Kaufverhandlungen mit den Eheleuten Sartingen aufgenommen. Und so fasste der Gemeinderat von Burgwaldniel bereits am 22. Oktober 1909, also nur 5 Monate nach der Rückübertragung des Anwesens auf die Eheleute Sartingen, folgenden Beschluß: „Der Ankauf der dem Rentner Sartingen zu Dülken gehörenden Liegenschaften Flur 3, ... wird genehmigt. Der Vorsitzende wird beauftragt, mit dem genannten Sartingen nochmals zu verhandeln, um den Ankaufpreis von 2.000 Mark zu vermindern.“<sup>245</sup> Ob der Kaufpreis noch weiter herunter gehandelt werden konnte, lässt sich nicht mehr ermitteln. Doch bedeutet dieser kurzfristige Vorgang, dass Sartingen schon recht bald, vielleicht schon während der Rückübertragungsverhandlungen mit Lehmkötter mit der Gemeinde Burgwaldniel verhandelt haben muss. Und während Lehmkötter damals 10.000 Mark zahlen sollte, lag der Kaufpreis für die Gemeinde nur noch bei 2.000 Mark, was ebenfalls darauf schließen lässt, dass die Gebäulichkeiten in einem sehr schlechten Zustand waren.

---

<sup>243</sup> Unterlagen des Grundbuchamtes Viersen

<sup>244</sup> W. Stehr in HB 1951, S. 97

<sup>245</sup> KA, GA Waldniel Nr. 67 Bl. 117

Danach ergeben sich für die Mühle folgende wichtige Daten:

- 1828** Bau der Mühlenanlage durch Johann Hartges.  
**1829** Inbetriebnahme der Mühle durch Johann Hartges.  
**1. April 1831** Johann Hartges übergibt die Mühle an seinen Sohn Friedrich Hartges.  
**3. September 1863** Verkauf der Mühle an Heinrich Brouns und seine Ehefrau Anna Catharina Thelen.  
**13. Oktober 1880** Versteigerung der Mühle und Zuschlag an Johann Michael Strater.  
**1882** Erbrechtlicher Übergang der Mühle an Anna Maria Strater und ihren Ehemann Heinrich Saringen.  
**22. November 1901** Verkauf der Mühle an Hermann Lehmkötter.  
**8. Mai 1909** Aufhebung des Vertrages mit Lehmkötter. Die Eheleute Saringen werden wieder Eigentümer.  
**22. Oktober 1909** Der Gemeinderat von Burgwaldniel genehmigt den Ankauf der Windmühle durch die Gemeinde. Bis heute ist sie Eigentum der jetzigen Gemeinde Schwalmtal.

Die Gemeinde beabsichtigte, den Mühlturm zu einem Aussichtsturm umzubauen, von wo aus jeder gegen Gebühr die schöne Aussicht genießen konnte. Zu diesem Zweck fasste der Gemeinderat bereits am 25. April 1910 folgenden Beschluss: "Die Kosten für den Abbruch der Windmühleneinrichtung werden bewilligt in Höhe von 86,92 Mark. Die Kosten für die Instandsetzung des Windmühlenturmes werden bewilligt."<sup>246</sup>

---

<sup>246</sup> KA, GA Waldniel Nr. 67 Bl.120

Am Dienstag, dem 3. Mai 1910 war um 11 Uhr die Entgegennahme der Angebote für die Instandsetzung des Mühlenturmes auf dem Rathaus. Ausgeschrieben waren u.a. folgende Arbeiten<sup>247</sup>:

„Ausmauern der Zinnen und Profilierung derselben, aus vorhandenen alten Steinen herzustellen;

4 Stück einfache Wasserspeier aus Zementkunststein liefern und einbauen in die Betondecke;

1 Aussteigeluke 1,10m x 1,50m mit Beschlag und Laufgewicht zum Heben der Luke;

1 Fahnenstange aus Gussrohr;

1 Eingangstür 1,20m x 2,20m;

64 Stufen der Turmtreppe, 0,60m zwischen den Wangen breit, mit beiderseitigem einfachen Handlauf.“

Die Arbeiten wurden unter mehreren Handwerkern aufgeteilt. Aufträge erhielten:

Schreinermeister Otten über 648,26 Mark,

Schreinermeister Crynen über 709,82 Mark,

Maurermeister Wilh. Winterscheidt über 666,42 Mark und

Zimmermeister H.Jos. Gorißen über 682,72 Mark.

Somit waren die Kosten der Instandsetzung höher als der Kaufpreis. Mit den Arbeiten sollte schnellstens begonnen werden, „damit der Turm betreten werden kann.“<sup>248</sup> Ein Foto aus dem Jahre 1910/11, also kurz nach der Beendigung der Arbeiten an dem Mühlenturm, zeigt den fertig gestellten Turm und an der Fahnenstange die schwarz-weiß-rote Fahne des Kaiserreiches. Aus dem Mühlenturm war jetzt ein Aussichtsturm geworden und Erwachsene durften für 10 Pfennig, Kinder für 5 Pfennig jeweils 1 Stunde lang Ausschau halten.<sup>249</sup> Einkassiert hat den Eintritt jeweils Josef Brands, der letzte Knecht,

---

<sup>247</sup> KA, GA Waldniel Nr. 495 Bl.341 ff

<sup>248</sup> KA, GA Waldniel Nr. 495 Bl.341 ff

<sup>249</sup> Vogt, Windmühlenführer, Niederrh. Windmühlenführer, S. 171

der auf der Mühlenanlage seine Arbeit verrichtet hatte. Er wohnte auf der Niederstraße 5/7.

Ob die Gemeinde mit dem Betrieb des Aussichtsturmes viel Erfolg hatte, ist zweifelhaft. Als der Verkehrsverein beantragt, dort eine Anlage zu schaffen und dem Mühlturm ein gepflegteres Umfeld zu geben, lehnt der Gemeinderat dies in der Sitzung vom 12. Juni 1912 wegen des „beschränkten Raumes“ ab.<sup>250</sup> Das lässt wiederum den Schluss zu, dass zu diesem Zeitpunkt das letzte zur Mühle gehörende Gebäude, zumindest zum Teil, noch gestanden haben muss, denn sonst wäre ausreichend Fläche vorhanden gewesen.

Josef Brands, der letzte Mühlenknecht, hatte später noch einmal eine wichtige Aufgabe. Als im 1. Weltkrieg der Mühlturm angeblich zum Fliegerbeobachtungsposten umfunktioniert wurde, hatte man ihn regelmäßig auf den Turm geschickt und ihm eingeschärft, er solle möglichst immer die Sonne im Auge behalten, denn der Feind komme „aus der Sonne“, da man ihn dann schlecht erkennen könne. Und der arme Kerl, der wohl nicht gerade der Hellste war, hat das dann auch getan. Es ist übrigens nirgendwo beurkundet, dass der Turm tatsächlich ein Fliegerbeobachtungsposten war, denn der 1. Weltkrieg hatte keine unmittelbaren Auswirkungen auf unsere Heimat. Und im Zusammenhang mit der Geschichte des armen Mühlenknechtes scheint das Ganze eher ein böser Scherz gewesen zu sein.

Doch im 2. Weltkrieg wurde der Turm nochmals benutzt. Aus jungen Frauen war ein sogenannter Gasspürtrupp zusammengestellt worden, der von dem späteren POM Johann (Hans) Werheit geleitet wurde. Dieser Gasspürtrupp sollte im Falle von Gasangriffen von der Plattform des Turmes aus schnellstmöglich die Windrichtung feststellen, um die gefährdeten Bereiche warnen zu können.

---

<sup>250</sup> KA, GA Waldniel Nr. 68 Bl.7

Danach wusste keiner mehr so richtig, etwas mit dem Turm anzustellen. Anfang der 1960er Jahre diente er zum Unterstellen der Fahrräder für die Schüler des Progymnasiums, aber der feuchte und modrig riechende Turm erfreute sich keiner großen Beliebtheit bei den Schülern, außer vielleicht als Versteck, um die ersten heimlichen Zigaretten zu rauchen. Und so blieb es dann auch nicht aus, dass eines Tages der Eingang zugemauert und der Turm somit unzugänglich gemacht wurde.

Zuletzt erstellte der Architekt Josef Derix im Jahre 1969 im Auftrage des damaligen Gemeindedirektors Engbrocks einen Plan, wie man den Turm in einen Treffpunkt für die Jugend einbeziehen könnte. Die Rheinische Post griff dieses Thema in ihrer Ausgabe vom 18. Juli 1977 zwar nochmals auf, doch der Plan wurde nicht realisiert, so dass der Turm als letztes weithin sichtbares Zeugnis der einstmals stolzen Mühlenanlage jetzt einer ungewissen Zukunft entgegen dämmert.

Ein wichtiges Zubehörteil der alten Mühle wird uns aber noch lange an ihre Existenz erinnern: Der Mühlstein, der über viele Jahre versteckt in den Büschen an der Friedenstraße gelegen hatte, wurde beim Neubau des Rathauses und den Umbauarbeiten des alten Rathauses in ein Bürgerhaus in den Jahren 1986/87 in den Innenhof des Gebäudes transportiert, wo er seitdem den Mittelpunkt eines kleinen Springbrunnens bildet.





## Schlussbetrachtung

Die Erforschung unserer alten Waldnieler Sage hat uns gezeigt, dass sie tatsächlich einen wahren Kern hat, nämlich einerseits den Bau einer Kapelle in einer turbulenten Zeit, die von Pest, Krieg, Not, Elend und religiösen Streitigkeiten geprägt war, und zum anderen die Errichtung einer Mühlenanlage etliche Jahre später. Alles andere, also die Geschichte des Vaters mit seinen beiden Söhnen, die diese beiden Ereignisse mit einander verbindet, entspringt der dichterischen Freiheit unserer Vorfahren.

Aus heutiger Sicht ist der Abbruch der Kapelle sicherlich zu bedauern, vor allem wenn man bedenkt, dass die Eisenbahnstrecke für den Personenverkehr schon rund 25 Jahre nach dem Abbruch still gelegt worden ist und der Güterverkehr wenige Jahre später eingestellt wurde. Hat sich für diese relativ kurze Zeit der Abbruch des 300 Jahre alten Bauwerkes wirklich gelohnt? Zumal, da heute auch die Rochusstraße still gelegt ist?

Bezüglich der Mühlenanlage an der Friedenstraße ist insbesondere erstaunlich, wie schnell die Fakten um die Mühle aus unserem kollektiven Gedächtnis verschwunden sind. Denn da das Ende der Mühle noch nicht ganz so lange her ist, hätte es eigentlich bedeutend mehr Wissen um ihre Existenz geben müssen. Auch bestand sie bis in eine Zeit hinein, in der Zeichnungen oder sogar schon Fotos von Gebäuden gemacht wurden. Aber vielleicht finden sich ja irgendwann auf einem alten Waldnieler Dachboden noch Unterlagen und Bilder, die unsere Suche nach dem wahren Kern der Sage noch weiter vervollständigen.

Als Ergebnis bleibt aber festzuhalten, dass die Sage über die Erbauung der Kapelle und der Mühle einzig der Phantasie unserer Vorfahren entstammt und noch gar nicht so alt sein kann. Kapelle

und Mühle, die in der Wirklichkeit nichts mit einander zu tun hatten und deren Erbauung Jahrhunderte auseinander lag, wurden in dichterischer Freiheit geschickt zu einer in sich stimmigen Geschichte zusammengefasst. Und wenn wir auf unserem Weg durch die Sage auch die wichtigsten Fakten wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit ans Licht geholt haben, so bleiben dennoch einige letzte Fragezeichen.

Ist damit jetzt eine unserer alten Waldnieler Sagen hinfällig geworden? Nein! Denn wir haben viel über unsere Vergangenheit erfahren und was bleibt, ist eine schöne Geschichte von tiefem Gottvertrauen und hoher Moral.

# Literaturverzeichnis:

- Böcking, Werner, Xantener Chronik, Rhein-Eifel-Mosel-Verlag, 1987
- Clemen, P. Die Kunstdenkmäler des Kreises Kempen, 1891
- Chronik des Matthias Cürlis, in HB 1998
- Deilmann, Joseph, Geschichte des Amtes Brüggen I. Teil, 1927
- Deilmann, Joseph, Geschichte der Stadt Süchteln, 1924
- Deilmann, Joseph, Haus Clee und seine Besitzer, 1933
- Doergens, Hugo, Chronik der Stadt Dülken, 1925
- Ehrenpreis, Stefan, Der dreißigjährige Krieg im Herzogtum Berg und in seinen Nachbarregionen, 2002
- Fahne, Anton, Die Dynasten von Bocholtz
- Fahne, Anton, Geschichte der Kölnischen, Jülichischen und Bergischen Geschlechter
- Festschrift zu den Waldnieler Heimattagen, 1925
- Festschrift 500 Jahre Vereinigte Bruderschaften Waldniel, 1973
- Festschrift 350 Jahre St. Matthias Bruderschaft Waldniel, 1998
- Festschrift der St. Mauritius Schützenbruderschaft Renneperstraße, 2003
- Funken, Josef, Breyell – aus der Geschichte, 1980
- Gust, Ulrich, Bildstöcke und Wegekreuze im Bereich der Topographischen Karte 4703 „Schwalmtal“, Examensarbeit 1981
- Handbuch des Bistums Aachen, Aachen 1994
- Heimatbücher des Grenz-, Landkreises Kempen-Krefeld, heute Heimatbuch des Kreises Viersen (HB)
- Heinrichs, Georg, Der schwarze Tod, in Berker Bote, Nr.12,S. 310 ff.Heinrichs, Heribert, Wassenberg, Geschichte eines Lebensraumes, 1987
- Heinrichs, Heribert und Broich, Jakob, Kirchengeschichte des Wassenberger Raumes, Geilenkirchen 1958
- Hofius, Kurt, Die Pest am Niederrhein, insbesondere in Duisburg, in Duisburger Forschungen, Bd. 15, Duisburg 1971 (Hofius)

Hofius, Kurt, Die Pest am Niederrhein, insbesondere in Duisburg,(Nachträge), in Duisburger Forschungen, Bd. 45, Duisburg 2000 (Hofius, Nachträge)

Janssen, H. und Grote, U., Zwei Jahrtausende Geschichte der Kirche am Niederrhein, Münster, 1998

Jungbluth/Elsner, Die Schwalm – Tal der Mühlen, 1989

Kirchliches Handlexikon, Herder, Freiburg 1910

Kress/Wenzel, Windmühlen am Niederrhein, Moers, 1980

Lohmann, F.W., Geschichte der Stadt Viersen, 1913

Norrenberg, P., Chronik der Stadt Dülken, 1874

Norrenberg, P., Geschichte der Stadt Süchteln, 1874

Norrenberg, P., Geschichte der Pfarreien und des Dekanates M. Gladbach, Köln 1889

Perdelwitz, G., Chronographie der Stadt Dülken, 1969

Redlich, Otto, Jülich-Bergische Kirchenpolitik am Ausgang des Mittelalters und in der Reformationszeit, 2.Bd.,1. Teil, Bonn 1911

Rheinische Kunststätten „Waldniel“, 1959

Röttgen, Bernh., Brüggen und Born im Schwalmthal, 1934

Schroers, Karl-Heinz, Visitata est ecclesie de Niel ad Nemus, Schwalmthal, 2004

Sommer, Susanne, Mühlen am Niederrhein, 1991

Vogt, Hans, Niederrheinischer Windmühlenführer, Krefeld, 1989

Vogt, Hans, Niederrheinischer Wassermühlenführer, Krefeld, 1998

Waldniel, Broschüre des Verkehrs- und Heimatvereins Waldniel, 1936

„... was bereits hundert Tonnen Teutscher Gulden gekostet hat.“ Die Region Viersen im 30jährigen Krieg. Arbeitsgruppe und Stadtarchiv, Viersen, 2004

Weeger, E., Geschichte der Pfarrei Niederkrüchten, Kempen, 1913

Windhausen, Miriam, De Kruiswegen van Windhausen, Doktorarbeit, 2001

Wüsten, Wilh., Beiträge zur Geschichte Dülkens und Umgebung, 1961

Zschocke, Herlig, Die Waldhufensiedlungen am linken deutschen Niederrhein, Wiesbaden, 1963

Für die großzügige Unterstützung bei der Drucklegung dieses Buches bedanken wir uns herzlich bei:

St. Antonius-Residenz im Park  
Schulstraße 28, 41366 Schwalmtal

CDU Schwalmtal

Firma Hartges, Kornbrennerei GmbH & Co. KG  
Birgen 21, 41366 Schwalmtal

Firma Jackels, Kranverleih GmbH  
Siemensstraße 9, 41366 Schwalmtal

Bäckerei Joebges  
Birgen 7, 41366 Schwalmtal

Firma Mewissen-Consulting GmbH & Co. KG  
Breslauer Straße 9, 41366 Schwalmtal

Herrn Herbert Nillesen, Waldniel

Firma Sanders Tiefbau GmbH & Co. KG  
Vogelsrather Weg 11, 41366 Schwalmtal

Sparkasse Krefeld, Geschäftsstelle Waldniel  
Dülkener Straße 48, 41366 Schwalmtal

Vereinigte Bruderschaften Waldniel e.V.

Firma N. Vortmann,  
Elektrische Anlagen-Industrieautomation GmbH  
Hühnerkamp 19, 41366 Schwalmtal

Firma WN-Agrarservice GmbH & Co. KG  
Gladbacher Straße 30, 41366 Schwalmtal

Firma W.S. Mode-Textil Vertriebs GmbH  
Hühnerkamp 6, 41366 Schwalmtal